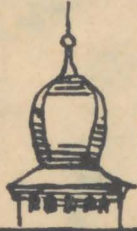
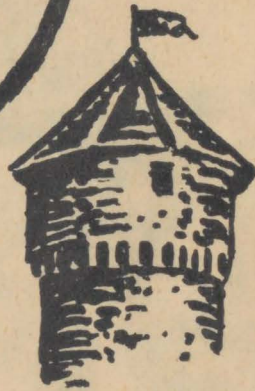
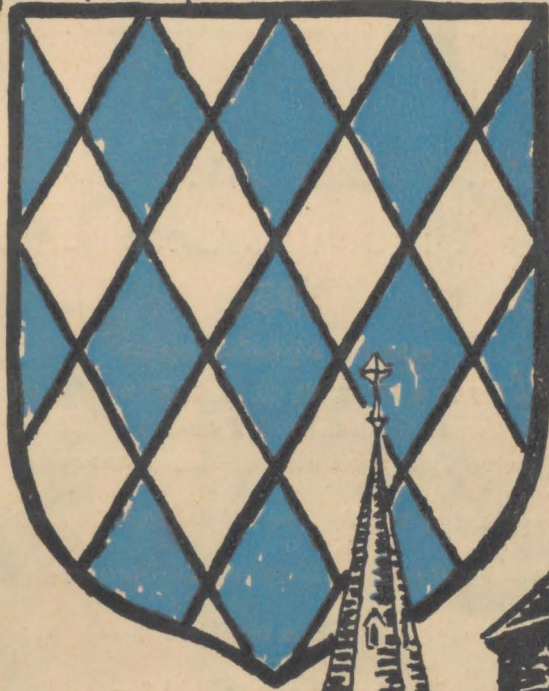


02A 1110, 1, 1956

Brettener Jahrbuch



1956



für Kultur

und Geschichte

Landesverein »Badische Heimat« e.V.
Verein für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Ortsgruppe Bretten

Jahresbeitrag für Einzelmitglieder DM 7.—
Eingeschlossen ist der Bezugspreis für die vorzüglich ausgestattete und
reich bebilderte Zeitschrift »Badische Heimat« — Mein Heimatland —

Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte 1956

mit 20 Abbildungen

Die Bilder auf den Seiten 4, 17, 38, 48, 60, 76, 85, 93 wurden mit Genehmigung
des Verlags G. Braun in Karlsruhe der Zeitschrift »BADEN«, Monographien
seiner Städte und Landschaften, entnommen.

Umschlagzeichnung von Professor Albert Fink, Karlsruhe-Durlach

Herausgegeben von der Ortsgruppe Bretten des Landesvereins »Badische Heimat«

Alle Rechte vorbehalten

Verkaufspreis DM 3.—

Selbstverlag der Ortsgruppe Bretten

Dauerbezug wird empfohlen

Postanschrift: Bretten, Postweg 47

Bankverbindungen: Bezirkssparkasse Bretten · Volksbank Bretten e. G. m. b. H.

Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte

[4.] 1956

Herausgegeben von der Ortsgruppe Bretten
des Landesvereins »Badische Heimat«

+

Gedruckt mit Unterstützung der Stadt Bretten

Bretten 1957
Buchdruckerei Willi Adam

Gv

OZA 1110, 1.1956

DREIFACH IST DER SCHRITT DER ZEIT:
ZÖGERND KOMMT DIE ZUKUNFT HERGEZOGEN,
PFEILSCHNELL IST DAS JETZT ENTFLOGEN,
EWIG STILL STEHT DIE VERGANGENHEIT.

FRIEDRICH VON SCHILLER



+



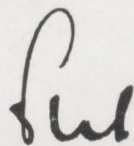
Geleitwort

Zwei Anliegen sind die Motive, die für die Herausgabe dieses Jahrbuches bedeutsam waren: Es soll daran erinnern, daß die Heimatliteratur unseres Raumes im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte vernachlässigt wurde, und gleichzeitig soll dieses Buch ein neuer Anfang zu weiterer Forschung auf dem Gebiete der Volkskunde, Kultur und Geschichte unserer Stadt und ihrer näheren Umgebung sein.

Dieser Aufgabe hatte sich in der Vergangenheit bis kurz vor Ende des zweiten Weltkrieges die Redaktion des Heimatblattes »Der Pfeiferturm« mit großer Sachkenntnis, Idealismus und Erfolg gewidmet. Sein Wiedererscheinen war trotz vieler Bemühungen interessierter Kreise nicht mehr möglich. Es gebührt daher den Damen und Herren der Ortsgruppe Bretten des Landesvereins Badische Heimat sowie den Verfassern der einzelnen Abhandlungen und Beiträge herzlichster Dank, daß sie mit der Herausgabe des »Brettener Jahrbuches« die entstandene Lücke schließen wollen.

Möge dieses Buch das Interesse weitester Kreise der Brettener Bevölkerung und der näheren Umgebung finden, und möge es die bisher in vielfältiger Art festgehaltene Kultur- und Zeitgeschichte des Brettener Raumes ergänzend bereichern.

Bretten, im April 1957.



Bürgermeister



Inhaltsübersicht

	Seite
1) Vorwort	7— 8
2) Grundzüge zur Geschichte Brettens bis 1689 von Rudolf Groll	9—20
3) Die Wirtschaft der Stadt Bretten in Vergangenheit und Gegenwart von Herbert Martin	21—38
4) Die Flurnamen und ihre Bedeutung für die Heimatgeschichte von Willy Bickel	39—56
5) Des Faufs zu Brettheim, Johann von Eltz, gewalttätiger Einfall in den Flecken Staffort 1598 von Georg Urban	57—60
6) Die Rinklinger Talmühle. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Kraichgaues von Otto Bickel	61—76
7) Ein Beitrag zur Brettener Mundart von Elfriede Letterer	77—88
8) Die Heimat in Sage und Schwank von Gottfried Ginter	89—98

Verzeichnis der Abbildungen

	Seite
1) Historisches Siegel der Stadt Bretten von Mitte des 14. bis Ende des 15. Jahrhunderts im Gebrauch. Umschrift: S(igillum) de Brethe I. M.	3
2) Der Marktbrunnen vor stolzen Giebelhäusern	4
3) Bretten, nach einem Stich von Merian aus dem Jahre 1646	9
4) Der Marktbrunnen mit dem Standbild des Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, 1555	17
5) Graphische Darstellung der Brettener Wirtschaft	35
6) Der Simmelturm	38
7) Übersichtsplan der Gemarkung Bretten	43
8) Kartographische Darstellung Brettens um 1600	48
9) Das Melanchthonhaus	60
10) Rinklinger Talmühle von der Güterhalle aus gesehen	61
11) Mittelalterliche Mühle, Holzschnitt von 1473	64
12) Inneres einer alten Mühle, Holzschnitt von 1568	65
13) Stauwehr der Rinklinger Talmühle	69
14) Am Wasserrad der Rinklinger Talmühle	73
15) Urkunde aus dem Jahr 1313, in der die Rinklinger Talmühle erstmals erwähnt wird	75
16) Am Pfeiferturm	76
17) Melanchthonstraße mit Dachreiter-Türmchen	79
18) Winkel an der Kirchgasse	85
19) Das Heberer Haus	93
20) Marktplatz mit Brunnen	98

Anm. Die Bilder Nr. 2, 4, 6, 8, 9, 16, 18, 19 wurden mit Genehmigung des Verlags G. Braun, Karlsruhe, der Zeitschrift „BADEN“, Monographien seiner Städte und Landschaften, entnommen.

Umschlagentwurf von Professor Albert Fink, Karlsruhe-Durlach

Vorwort

Den älteren Generationen der Brettener und darüber hinaus jedem Zugewanderten, der sich etwas genauer in der Stadt Bretten umgesehen hat, ist schon durch die immerhin zwei stattliche Bände füllenden Veröffentlichungen in der früheren Monatsschrift „Der Pfeiferturm“ bekannt, welche uneigennützig und gleichermaßen für die Gegenwart als auch für die Zukunft wichtige Arbeit seit Jahrzehnten durch die Ortsgruppe Bretten des Landesvereins „Badische Heimat“ geleistet worden ist, um den Einzelnen mit den Werten der Heimat vertraut zu machen. Die auf Anordnung der Besatzungsmächte erfolgte Auflösung des Landesvereins im Jahre 1945 hat auch die seit dem Jahre 1921 bestandene Ortsgruppe Bretten als Organisation zum Erliegen gebracht, nicht aber das ideale Wollen ihrer Mitglieder beeinträchtigen können. Schon ehe der Landesverein wieder seine Tätigkeit aufgenommen hatte, erschien bereits im Juli 1949 wieder der „Pfeiferturm“ bis durch Veränderungen im Zeitungswesen 1952 sein Erscheinen eingestellt werden mußte.

Es war daher selbstverständlich, daß bei der Wiedergründung der Ortsgruppe Bretten des Landesvereins „Badische Heimat“ im Mai 1955 auch sofort die Frage zur Diskussion stand, in welcher Weise es möglich sein werde, Abhandlungen zur Geschichte, Volks- und Heimatkunde der Stadt Bretten und ihrer näheren Umgebung zur Veröffentlichung zu bringen, um auf diese Weise, abseits von allen materiellen oder parteipolitischen Bestrebungen wieder einen breiteren Bevölkerungskreis für wesentliche kulturelle Werte und Aufgaben unserer aufstrebenden Stadt zu interessieren. Durch den Mangel an Heimatliteratur, der sich nicht zuletzt an den Schulen bemerkbar macht, wurde auch bald die Frage aufgeworfen, ob ein Brettener Heimatbuch mit volkstümlichen Darstellungen nach dem Muster verschiedener anderer Landschaften und Städte oder eine umfassende Stadtgeschichte mit exakten wissenschaftlichen Forschungsergebnissen in Angriff genommen werden solle. Da für ein Wiedererscheinen des „Pfeiferturm“ unter den veränderten Verhältnissen keine Aussicht bestand, kam der Entschluß zu Stande, ein Jahrbuch herauszubringen, in welchem alljährlich in zusammenfassenden Abhandlungen über

Erkenntnisse zur Kultur und Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner berichtet werden soll, um so allmählich die bestehenden Lücken zu schließen und die Grundlagen für eine umfassende Stadtchronik zu erarbeiten. Darüber hinaus sollen in zusammenfassenden Zeitberichten die wesentlichen Ereignisse der Gegenwart für spätere Zeiten festgehalten werden.

Das vorliegende erste Jahrbuch 1956 ist zu Stande gekommen durch Einzelbeiträge von Angehörigen eines Arbeitskreises über Themen, die diesen weiten Bereich im wesentlichen umreißen, angefangen bei der allgemeinen Stadtgeschichte über die Wirtschaftsgeschichte bis zur Volkskunde mit ihren verschiedenen Hilfswissenschaften. In den einzelnen Abhandlungen werden nahezu alle Berufsstände, insbesondere Industrie, Handwerk, Handel und Landwirtschaft angesprochen. Der vorgesehene familiengeschichtliche Beitrag über Brettener Familienwappen mußte leider ausfallen, da er infolge Zeitmangel nicht fertiggestellt werden konnte. Trotzdem bringt das Jahrbuch viel Neues, und wir hoffen, daß es jedem etwas bringen möge.

Es ist uns ein Bedürfnis, allen Mitarbeitern herzlich zu danken für ihr mühevoll nur von idealen Gesichtspunkten diktiertem Schaffen an dem ersten Werk dieser Art in Bretten. Unsere besondere Anerkennung gilt der Stadtverwaltung, die von vorneherein dem Plan aufgeschlossen gegenüberstand und die Drucklegung durch einen namhaften finanziellen Zuschuß ermöglicht hat. Ebenso haben zahlreiche Firmen durch Anzeigenaufträge die Herausgabe unterstützt. Auch der Verlag G. Braun, vormals Braun'sche Hofbuchdruckerei in Karlsruhe, ist uns durch die freundliche Überlassung einer Anzahl von Druckstöcken in dankenswerter Weise entgegengekommen. Schließlich gebührt der Druckerei Willi Adam Dank und Anerkennung für ihr verständnisvolles Entgegenkommen und die technischen Ratschläge, mit denen sie uns zur Seite stand.

Bretten, im März 1957.

Landesverein »Badische Heimat« Ortsgruppe Bretten

Willy Bickel, 1. Vorsitzender



Bretten nach einem Stich von Merian aus dem Jahre 1646

Grundzüge zur Geschichte Brettens bis 1689

von Rudolf Groll

Die endgültige Geschichte Brettens ist noch nicht geschrieben, denn der Stoff ist schwieriger zu sammeln und zu bearbeiten, als dies bei andern Gemeinwesen der Fall ist. Im Mordbrand 1689 wurde das ganze Stadtarchiv ein Raub der Flammen und nur die reformierten Kirchenbücher, die 1565 beginnen, blieben erhalten.

Alle älteren Urkunden und Nachrichten müssen mühselig aus andern Archiven zusammengetragen werden. Die meisten Akten, von denen Georg Wörner eine ganze Anzahl gesammelt hat, sind im Besitze des Generallandesarchivs Karlsruhe; einen Teil der alten Kirchenakten hat das Staatsarchiv Stuttgart und die Nachrichten über den 30jährigen Krieg liegen – noch kaum ausgewertet – im Staatsarchiv München.

Auch die Archive in Speyer, Straßburg und Wiesbaden bergen vereinzelte Akten, die Bretten betreffen. Im letzten Jahre wurde unter den Beständen des evgl. Oberkirchenrats, Karlsruhe, ein Lagerbuch von 1543 entdeckt und so mögen noch da und dort Urkunden zu finden sein.

Die erste Geschichte Brettens schrieb Gehrtes von Pforzheim 1805. Sie ist heute nur noch begrenzt brauchbar. Der um die Kraichgauforschung sehr verdiente Leopold Feigenbutz stellte um 1870 die damals bekannten Urkunden zusammen, die er auch

in der, 1878 bei Fr. Leitz in Bretten erschienenen Schrift „Der Kraichgau und seine Orte“ mit verwendete. Aber auch sie hat, bei aller Würdigung der Arbeit Feigenbutz, erhebliche Lücken, die ihren Wert beträchtlich mindern.

Die letzte Zusammenstellung der Geschichte unserer Stadt brachte Bürgermeister Withum unter dem Titel „Erinnerungsblätter aus 2000 Jahren“ heraus. Withum stützte sich vor allem auf die Arbeiten Wörners. Die Schrift ist 1902 bei Fr. Seitz, Bretten, im Druck erschienen. Neben den bereits erwähnten Mängeln leidet sie noch unter einer Systemlosigkeit, welche den Überblick sehr erschwert.

Inzwischen sind in der Heimatzeitschrift „Der Pfeiferturm“ und in den Tageszeitungen, vor allem in der BNN, eine ganze Reihe von Artikeln erschienen, die Licht in manche Zeitabschnitte bringen. Durch ihr vereinzelt Erscheinen kommen sie leider nur bruchstückweise zur Geltung und verschwinden bald aus dem Gesichtskreis der Allgemeinheit. In jüngster Zeit stellte H. Martin eine Wirtschaftsgeschichte Brettens zusammen, welche in ihren wichtigsten Teilen in diesen Blättern erscheinen wird. Eine zusammenhängende Geschichte Brettens fehlt also noch immer. Die Schwierigkeiten mindestens bis zum Beginn unseres Archives 1690 aufzuzeigen, soll mit der

Zweck dieser Arbeit sein. Gleichzeitig kann eine Bestandsaufnahme unseres Wissens über die Geschichte unserer Stadt nur von Nutzen sein.

Schon der Name Brettheims-Brettens ist umstritten. Die noch bei Withum erzählte Sage, die noch heute in vielen Köpfen spukt, ein römischer „Feldherr“ Britomarius, habe Bretten gegründet, hat sich als ein Deutungsversuch der Humanisten herausgestellt. Abgesehen davon, daß ein Feldherr mit Namen Britomarius nicht nachzuweisen ist, finden sich auch im Ortsetter keinerlei römische Spuren. Streusiedelungen ländlicher Art gibt es allenthalben; auch ein Tempelchen wurde vor 70 Jahren im Häßloch ausgegraben, aber mit dem Orte Bretten haben sie nichts zu tun.

Bretten ist mit Sicherheit eine germanische, vielleicht alemannische, wahrscheinlicher nach der Lage der Gemarkung zu urteilen, eine fränkische Gründung. Bredeheim, so heißt 767 im Lorscher Codex der Ort, in dem der halbkeltsche Vorname Brido, was etwa Richter bedeutet, stecken mag, ein Name, der sich auch im niederfränkischen Raume findet.

Die Hoheitsträger alter Zeit sind ebenfalls unsicher. Aus einer späten Urkunde 1270 geht hervor, daß der Bischof von Metz die Herrschaftsrechte ausübte. Der Bischof hatte diese Rechte wohl über die Schutzherren des Klosters Lorsch, die Grafen von Metz, überkommen. Einzelheiten werden die Untersuchungen über Lorsch, die gerade im Gange sind, ergeben. Wie das Kloster Lorsch zum Hoheitsrecht kam, ist unklar, denn der urkundlich bekannte Besitz genügte hierzu nicht. Wahrscheinlich wurde von einem der Karolinger oder Ottonen das Herrschaftsrecht verliehen; wann und wie wird unbekannt bleiben.

Ein Geschlecht hochfreier Franken, die unter dem Namen Willonen zusammengefaßt werden, spielt um 800 eine Rolle in der Gegend. Die Gründung einer Eigenkirche in Gölshausen ist ihr Werk.

Die Urgemarkung Bretten umfaßte neben der heutigen Stadt die Dörfer Ruit, Spran-

tal, Gölshausen und sehr wahrscheinlich auch Büchig, dazu die abgegangenen Orte Salzhofen und Weisshofen.

Ursprünglich lag Bretten im Enzgau, der vielleicht um 770 eine Cent des Kraichgau bildete. Aber bald wurde der Enzgau abgetrennt und ab 773 gehörte Bretten zum Kraichgau, der im wesentlichen die Flüßläufe der Salzach und der Kraich umfaßte. Im Westen stieß er an den Rhein, im Norden blieb die Grenze fließend etwa um den Eichelberg und einschließlich Eppingen, östlich die Wasserscheide zwischen Kraich und Salzach einerseits, die der Zaber und anschließend der Enz andererseits. Im Süden bildete der Walzbach eine scharfe Scheidung. Diese Grenzen decken sich im Ganzen mit den Landdekanaten Bretten und Bruchsal. Früh schon wurde der Angelachgau, im Bruhrain liegend, angegliedert und auch der Elsenzgau durch Personalunion mit unserm Gau verbunden. Dadurch wurde der ursprünglich enge Begriff Kraichgau zur heutigen Bedeutung ausgeweitet.

Die Gau grafen sind uns nur sehr lückenhaft bekannt, da sie vielfach in mehreren Gauen tätig waren, so daß der jeweilige Sitz kaum sicher festzulegen ist. Als ältester Graf tritt Gerold 779 auf. Sie waren meist untereinander versippt und etliche entstammten dem salischen Hause, so z. B. Otto, der Herzog von Kärnten, Sohn des auf dem Lechfeld vor 1000 Jahren gefallenen Herzogs Konrad des Roten von Franken und Großvater Kaiser Konrad II. Um 1100 kommen die Grafen von Lauffen in den Besitz der Würde, aber die einstige Beamtenstellung war bereits zur dynastischen Herrenstellung geworden. Über Bretten schweigen die Urkunden 250 Jahre lang; erst um 1100 erscheint der Ort als Mittelpunkt einer Grafschaft Brettheim. Außer dem Zabergäuer Städtchen Kleingartach wissen wir nicht, was zu diesem Herrschaftsgebiet gehörte.

Es wird sich wohl um Eigenbesitz der Lauffen und deren Reichs- und Kirchenlehen gehandelt haben.

Um 1100 ist somit die Umwandlung der Gaugrafschaft in den Dynastenbesitz in unserem Raume vollendet. Die Grafen von Lauffen sind im Besitz der wichtigsten Rechte und die Vererbung beginnt. Auf dem Burgwäldle scheint der älteste Sitz der Grafen gewesen zu sein, aber schon Mitte des 12. Jahrhunderts sind sie wohl in die an Stelle der heutigen Stiftskirche, wahrscheinlich von ihnen gebaute Burg, umgesiedelt. Eine Münzstätte der Lauffen, die Graf Arnold betreiben ließ, ist 1148 erwiesen, ein Zeichen, daß Bretten schon Markt war. In diesem Zusammenhang ist wohl auch die späte Nachricht, Kaiser Konrad III. habe die Stadt 1140 mit Mauern umgeben, als richtig zu werten.

Der Urgrund der „Stadt“ Bretten ist um 1150 gelegt. Wie andernorts vollzog sich die Entwicklung stufenweise. Um die Burg siedelten die Dienstleute, die sich später zu Rittern emporschwangen, mit ihren Knechten, Handwerker, damals leibeigen, folgten. Die Ansiedelung mußte durch Mauern geschützt werden und auch die Bauern zogen bald den Schutz der Umwallung vor, denn hier waren sie bei den zahlreichen Fehden geborgen.

Der älteste Teil – noch heute verrät dies der Stadtplan – gruppiert sich um Marktplatz und Burg. Längs der Wassergasse scheint der älteste Graben gelegen zu sein. Das alte Dorf, vielleicht in der Gegend des heutigen Krankenhauses gelegen, scheint ebenfalls sehr früh in den Mauerkranz einbezogen. In der späten Ebersteiner Zeit fand wohl eine Stadterweiterung nach Osten statt bis zum Obertor, wie die plan- und regelmäßig angelegten Gassen verraten. Das Oppenloch, die Unterstadt, wurde zunächst nur durch Holzzäune gesichert und um 1350 in die neue Befestigung mit einbezogen. Der Pfeiferturm ist wohl der älteren Feste zuzuweisen, während der Simmelturm sicher erst im Zuge der Erweiterung um 1350 erbaut wurde.

Wenn auch Bretten urkundlich erst 1283 städtische Verfassung hat, so können wir, ohne in den Verdacht des Lokalpatriotismus zu geraten, den Anfang der Stadt auf etwa 1150 festlegen.

Nach der 1148 kurz hintereinander erfolgten Gründung der Klöster Herrenalb und Maulbronn beginnen die Urkunden reicher zu fließen.

Die alte Gaugrafenfamilie der Lauffen starb 1216 aus und die Ebersteiner aus dem Geschlechte der Grafen vom Ufgau erbten den größten Teil des Lauffener Besitzes im Kraichgau. Ihren Sitz auf Alt-Eberstein behielten die neuen Herren bei. Die Verwaltung der neuen Erbgüter besorgten unfreie Dienstleute, die wahrscheinlich schon unter den Lauffen hier saßen, und sich Herren von Brettheim nannten. Um 1230 waren sie zeitweise Ministerial-Dienstleute des Reiches.

Nur kurze Zeit blieben die Ebersteiner im ungestörten Besitze Brettens. Bei der Erbteilung – bei der übrigens Bretten als Kirchenlehen nicht erwähnt ist – fiel die Stadt, wie die Folge zeigen sollte, an Graf Eberhard. Dieser übergab – er hatte wohl mit seinen Verwandten Streit – unter Umgehung der ordnungsmäßigen Erbfolge, 1253 die Stadt an seinen Enkel, den Grafen Simon von Zweibrücken, der sich künftighin auch Graf von Eberstein nannte. Dies war nur möglich, weil Kloster Lorsch die Oberhoheit besaß, die aber praktisch von den Bischöfen von Metz ausgeübt wurde. Eine Urkunde von 1270 bestätigt diese Tatsache. Hier bekannte sich Graf Simon von Eberstein-Zweibrücken als Vasall des Bischofs von Metz. Es war allerdings nur eine nominelle Oberhoheit und in den nächsten Jahren verzichtete der Metzler lautlos auf seine Rechte, so daß Graf Simon und seine Nachfolger uneingeschränkt als Stadtherren galten. Zwar wehrten sich die enterbten Ebersteiner mit allen Mitteln, aber erst 1314 bekamen sie Bretten wieder zurück. Diese Urkunde ist die erste Rechtsquelle der Stadt Bretten.

Mit den Ebersteinern zogen auch die Mönche ihres Hausklosters Herrenalb in Bretten ein. Schon vor dem Antritt des Lauffenschen Erbes im Jahre 1207 schenkte Graf Eberhard von Eberstein den Weiler Weisshofen dem Kloster, das hier einen Bauhof, eine Art Mustergut, errichtete. Weitere Schenkungen der Ebersteiner und ihrer Dienstleute folgten, so

daß wenige Jahrzehnte später Herrenalb einen wesentlichen Teil der Gemarkung besaß. Das Kloster hatte um 1300 sämtliche Mühlen; Gottesacker-, Berg-, Spital- und Weisshofermühle im Besitz, dazu eine Rindenmühle für die Gerber, die wahrscheinlich mit der Talmühle identisch war. Auch Sprantal kam zu Herrenalb. Die Mönche waren mit geringen Ausnahmen frei von Steuern und allen Diensten, hatten Teil am Zehnten der Stadt, sowie von Weisshofen und Sprantal. Eine wirtschaftlich außerordentlich starke Position, welche die bisherigen Eigentümer, die Ebersteiner, empfindlich treffen konnte.

Die Stadtverfassung nimmt allmählich Form an. 1283 ist ein Schultheiß und 11 Richter erwähnt, die zusammen örtliche Streitigkeiten regeln und damit den Ugrund der Selbstverwaltung schaffen. Schon 1295 muß Graf Heinrich von Eberstein die Zustimmung des Gerichts und der Bürgerschaft einholen, als er die Weisshofermühle dem Kloster Herrenalb schenkte.

Bei dem bereits erwähnten Verträge Eberstein-Zweibrücken 1314 können die Bürger die Huldigung verweigern, wenn dieser nicht eingehalten wird. Auch von Leibeigenschaft ist nicht die Rede. Die Bürger hängen als Vertragspartner ihr Stadtsiegel, die Ebersteinische Rose, an die Urkunde.

Es ist ein Konsortium von Rittern und Speyerer Bürgern, an deren Spitze Graf Wilhelm von Eberstein steht. Aus ihrer Mitte wird ein Amtmann bestimmt, der alle Gemeindeämter wie Schultheiß, Büttel, Torwart und alle andern Stellen von sich aus besetzt. Das Gericht ist nicht besonders angeführt, es fällt unter den Titel „andere Ämter“. Eine Wahl in unserm Sinne fand nicht statt, doch hatten die Bürger bereits das Recht, sich selber Verbote und Gebote aufzustellen, denen selbst das Kloster Herrenalb unterworfen war. Übertretungen dieser Vorschriften etwa durch die Hirten des Klosters wurden durch das Stadtgericht geahndet.

Die zweite und letzte Rechtsurkunde aus Ebersteiner Zeit stammt aus dem Jahre 1342 und stellt eine Huldigung für die Zeit einer

Pfälzischen Pfandschaft dar. Unter anderm ist hierbei ein Verbot, Bündnisse und Einungen ohne Wissen der Herrschaft zu schließen. Hiermit ist wohl der Anschluß an den schwäbischen Städtebund gemeint, dem auch 1307 Heidelberg angehörte und der um 1340 in Bretten eine Tagung abhielt.

Die Ebersteiner hatten allzeit vor allem der Kirche gegenüber eine freigebige Hand und so kam es, daß das Kloster reich und die Grafen arm wurden. Die Folge war Verpfändung der Einkünfte, von denen auch Bretten nicht verschont blieb. Hatte schon 1282 Herzog Konrad von Teck den Ort im Pfandbesitz, so häuften sich im folgenden Jahrhundert die zeitweiligen Übereignungen. 1330 tritt Markgraf Rudolf IV. v. Baden als Pfandherr auf, gab aber die Stadt schon 1335 an den Pfalzgrafen Rupprecht weiter. Die ursprüngliche Pfandsomme des Markgrafen von 3100 Pfund Heller erhöhte sich, bis sie 1345 auf 5200 Pfund angewachsen war. Unter diesen Umständen war es weder dem Badener noch den Ebersteinern möglich, die Schuldsomme zu erlegen. Am 13. Dezember 1349 verkauften die Brüder Ottmann und Berthold ihre praktisch schon längst pfälzisch gewordene Stadt Brettheim mit allen ihren Rechten an den Pfalzgrafen Rupprecht um die Summe von 7900 Pfund Heller. Bei diesem Verträge ist zum letzten Male die Grafschaft Brettheim „an des Reiches freier Straßen“ erwähnt.

Wenn der Kraichgau als Straßenlandschaft angesehen wird, so steht Bretten darin an erster Stelle. Zwar führen von den vielberedeten Römerstraßen wohl zwei am Rande der Landschaft vorbei, aber nur eine, die über Stettfeld nach dem Neckar ziehende Heerstraße, durchquert den Gau. Da diese Straßen die großen Garnisonen am Rhein mit den Kastellen am Grenzwall verbanden, so lag für Bretten kein triftiger Grund vor, eine solche über unsere Gegend zu schaffen. Wohl aber durchzogen seit der Urzeit Wege und Pfade für den Handelsverkehr unsere Landschaft. Die Kreuzung Bretten für die Warenzüge vom Mittelmeerraum über Straßburg nach dem Main und weiter nach Böhmen trafen sich hier mit

den Handelskarawanen aus Nordfrankreich und dem Nordseeraume, die weiter nach dem Balkan und über den Brenner nach Italien strebten. Noch heute sind ja die gleichen Verkehrslinien in Form der Eisenbahn und der Autostraßen vorhanden. Diese Lage war sicher mitbestimmend bei der Gründung des Burgfleckens Brettheim. Eine schon lange bestehende Zollstelle in unserer Stadt beschreibt der Faut Weiprecht von Helmstadt; sie gibt Aufschluß über die damaligen Verkehrsgüter. Saumtiere mit Leder, Gewürzen, Leinen und Loden bepackt, zweirädrige Karren mit Butterschmalz, Schweinefett, Unschlitt und Pech beladen, und vier- oder sechsrädrige Wagen, die Tuch, Eisen und Reutlinger Käse mitführten, sind dabei erwähnt. Zahlreiche Rinder, Schweine und wahrscheinlich auch Schafherden belebten die Straßen. Für Wagen, die leer zur Frankfurter Messe fuhren, war Zollerleichterung vorgesehen. Die Zollstelle wurde 1402 gegen eine geringe Abgabe der Stadt Bretten überlassen, ein sehr wertvolles Privileg. Die Gemeinde hatte dagegen die Instandhaltung der Straßen, Wege und Brücken übernommen, eine Verpflichtung, die ohnehin bereits bestanden hatte. Um 1493 geht auch die erste ständige Post durch unsere Stadt, noch heute erinnert der Postweg daran.

Zunächst stand die Pfälzer Herrschaft unter einem Unstern. Hatte schon die Pest 1337 gewaltige Opfer gefordert, so wütete die Seuche erneut um die Mitte des Jahrhunderts. Den Juden wurde die Schuld zugemessen, und Verfolgungen fanden auch in Bretten statt. Innerhalb der Gemeinde selbst scheint es an Unglück nicht gemangelt zu haben.

Um 1400 setzt ein Verkauf von Kapitalien, Gülden usw. von seiten der Gemeinde ein, die fast alle von Speyerer Geistlichen und Bürgern erworben werden. Auch nimmt Bretten Geld auf, um die rückständigen Steuern zu bezahlen. Einmal findet sich auch die Bemerkung „um den großen Schaden zu wenden“. Welcher Art dieser war, ist unbekannt, vielleicht ein Großbrand.

Doch auch diese Zeiten wurden überwunden, und um 1450 begann die Stadt aufzu-

blühen. 1480 wurde das neue Rathaus gebaut mit Lauben im Erdgeschoß und geätzten Prunkfenstern im Oberstock, ein Werk, das weithin berühmt war.

Die Gründung des St. Jörgen-Spitals fällt fast in die gleiche Zeit. Im Jahre 1463 nahm Kurfürst Friedrich I. das anscheinend schon etliche Jahrzehnte bestehende Spital unter seinen Schutz. Ein Brettner Bürger, Heinz Bender und seine Frau Ennel, schenkten ihr ganzes Gut, Haus, Hof, nebst 40 Morgen Acker, Wiesen und Weinbergen der neuen Stiftung.

Um 1480 war das Spital zusammen mit der Liebfrauenpflege bereits in der Lage, sämtliche Mühlen, fünf an der Zahl, dem Kloster Herrenalb abzukaufen. Das St. Jörgen-Spital diente in der Hauptsache als Altersheim, in welches sich auch recht wohlhabende Bürger einkauften. Das Vermögen dieser Anstalt war recht beträchtlich, so daß freundnachbarlicher Neid den Brettenern den Necknamen „Spitalmucken“ anhängte. Hatten schon die Ebersteiner einen ihrer Dienstleute als Vogt nach Bretten gesetzt, der von hier aus den Streubesitz des Geschlechtes verwaltete, so richteten die Pfälzer bereits 1349 ein Oberamt hier ein. Diese Beamten, Faute genannt, hatten neben der Verwaltung des eigentlichen Amts auch ihr Augenmerk auf das Schirmkloster Maulbronn zu richten. In raschem Zugriff erwarben die Pfalzgrafen schon 1354 die alte Reichsstadt Heidelberg, 1368 die Reichsstadt Eppingen mit Mühlbach, 1370 Weingarten und 1438 Rinklingen. Nach dem Unglücksjahr 1504 traten noch aus dem Maulbronner Klosterbesitz als Schirmorte Gölshausen, Unterwiesheim und Zaisenhausen hinzu, worin allerdings die Rechte der Pfalzgrafen stark begrenzt waren.

Auch die reichsritterschaftlichen Dörfer Diedelsheim, Flehingen, Sickingen und Helmsheim gehörten zeitweise zum Oberamt Bretten, ebenso Bauerbach, Staffort und Rohrbach am Gießhübel, über die Speyer bzw. Baden zu verfügen hatten. Fast 600 Jahre bestand das Oberamt, bis es unverständlicherweise 1936 aufgelöst wurde.

Bedrohungen von außen fehlten freilich nicht. Bei vielen Fehden des Mittelalters wurde auch Bretten irgendwie in Mitleidenschaft gezogen, im Jahre 1462 ernstlich berannt, aber ohne, daß der jeweilige Feind die Stadt einnehmen konnte.

Wie stark die Bevölkerung im Mittelalter war, ist unbekannt, doch ist anzunehmen, daß um 1350 eine Stadterweiterung notwendig war. Um 1500 hatte Bretten 300 hausangesessene Bürger, was einer Einwohnerzahl von 1800–2000 Seelen entsprochen haben mag. Damit war Bretten, nach Heidelberg und Alzey, die drittgrößte Stadt in der Kurpfalz. Trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs ist diese Zahl konstant geblieben, was aus den Zahlen der Wehrpflichtigen zu entnehmen ist. Im 30jährigen Kriege war, wie überall, ein starker Rückgang zu verzeichnen; in einer Eingabe sagt 1643 der Rat, daß ein Viertel der Bürgerschaft nicht mehr da wäre.

Das Jahr 1504 schuf einen tiefen Einschnitt in die Geschichte der Stadt. Zwar wurde der Angriff Herzog Ulrichs abgeschlagen, aber im Knittlinger Vertrag wurde das ganze Klostergebiet Maulbronn an Württemberg abgetreten, und Bretten war seines Hinterlandes beraubt, wie ein vereinsamer Vorposten der Kurpfalz. Wenn sich auch die Folgen nicht sofort zeigten, so wurde doch im Laufe der Zeit die Entwicklung des Gemeinwesens erheblich gehemmt.

Wirtschaftlich und kulturell setzte um 1500 die Hochblüte Bretzens ein. Die Stadt wurde durch Gewerbe und Handel wohlhabend. Noch zeugt der 1555 errichtete Marktbrunnen von dem damaligen Reichtum. Melancthon verbreitete den Ruhm seiner Vaterstadt über das Abendland und eine ganze Reihe Gelehrter aus unserer Heimat wirkte erfolgreich an den Universitäten Paris, Heidelberg, Tübingen, Wittenberg und an andern Hochschulen.

In der Gemeindeverfassung entwickelte sich neben dem alten Gericht der Rat, ohne daß wir mangels Urkunden Genaueres über Zusammensetzung und Ergänzung wissen. Der Schultheiß blieb nach wie vor Vertreter der

Herrschaft und Vorsitzender des Gerichts. Ihn vertrat der „Gemeine“ oder Oberbürgermeister, der auch die Anweisungen für den Werkmeister, die Hirten, Wächter, Waldschützen und andere Stadtbedienstete zu geben hatte. Er wurde allem Anschein nach aus den Mitgliedern des Gerichts gewählt. Der Unterbürgermeister hatte vor allem die Aufsicht über das Salzmagazin und entstammte dem Rate. Das Amt beider Bürgermeister dauerte nur ein Jahr; sie wurden jeweils Ende September neu gewählt. Die Mitgliedschaft bei Gericht und Rat war dagegen lebenslänglich, nur der Faut konnte einen Rats- oder Gerichtsverwandten absetzen.

Die Ratsmitglieder wurden vom Gericht unter Beisein des Schultheißen gewählt, und aus ihrer Mitte ergänzte sich je nach Bedarf das Gericht. Eine Sonderstellung nahm der Anwalt ein, der die Belange der Bürgerschaft bei beiden Kollegien vertrat und auch als Fürsprecher vor Gericht auftrat. Der Rat schlug zwei geeignete Männer zu diesem wichtigen Posten vor, aus denen der Faut den ihm am geeignetsten auswählte.

Die städtische Beamtenschaft war recht zahlreich, versah aber ihren Dienst meist im Nebenamt. Zu den bereits erwähnten Bediensteten kamen vor allem der meist juristisch vorgebildete Stadtschreiber, die Brunnen- und Stadtknechte. Fast alle andern Ämter, wie Weinsticher, Eichmeister, Fleisch- und Brotschätzer, Fleisch- und Brotbesichtiger, Salzmesser, Umgelter, Spitalmeister und Pfleger usw. wurden nebenamtlich, meist durch Rats- oder Gerichtsverwandte, versehen.

Die kirchlichen Verhältnisse im frühen Mittelalter sind dunkel. Da bereits 826 eine Kirche im Ausbauort Gölshausen erbaut wurde, so muß der Mutterort damals schon eine solche besessen haben. Wo sie gelegen hat, ist unbekannt, auch zu welcher Uppfarrei Brettheim gehörte, wissen wir nicht. Vielleicht kommt hier Illingen in Frage.

Eine unverbürgte späte Nachricht besagt, daß Kaiser Heinrich V. aus dem salischen Hause 1119 eine Kirche gebaut habe. Dies

kann sich aber kaum auf unsere heutige Stiftskirche beziehen. 1283 wird ein Priester Hugo von Bretten erwähnt, ob er aus dem Ministerialengeschlecht von Brettheim stammt, oder ob er als Priester in unserer Stadt fungierte, ist unsicher. Da er aber gleichzeitig in Knittlingen Güter vergabte, ist es wahrscheinlich, daß er zur benannten Familie gehörte. In einem päpstlichen Breve von 1341 ist ein Ulrich von Heilbronn erwähnt, der gleichzeitig Stadtpfarrer in Bretten und Propst des uralten Beutelsbacher Stifts zu Stuttgart war. Über seine Person ist bekannt, daß er der uneheliche Sohn eines Grafen Ulrich v. Württemberg, Domherr, und einer Frau aus dem Heilbronner Patriziat war. Er hatte von Mutterseite ein großes Vermögen ererbt und stiftete dies der Stadt Heilbronn, um Brücken und Wege zu bauen und zu erhalten. Bei seiner väterlichen Sippe war er sehr angesehen und war Rat der Grafen von Württemberg. Eine weitere Urkunde 1434 handelt von Streitigkeiten zwischen Bürgerschaft und Pfaffheit, d. h. Geistlichkeit. Die Bürger waren mit manchen Geistlichen und deren Amtsführung nicht zufrieden und riefen den Pfalzgrafen als ihren politischen Herren an. Die Geistlichkeit wandte sich an die Grafen von Württemberg als Inhaber des Patronats und beide Parteien einigten sich, daß der Bischof von Speyer als Schlichter die Späne ausglich. Noch erinnert ein Stein an der ehemaligen kath. Sakristei der Stiftskirche an dieses Ereignis. Das ursprünglich den Ebersteinern zustehende Recht der Besetzung der kirchlichen Stellen muß also schon vor 1341 in die Hände der Württemberger gelangt sein. Wahrscheinlich hat diese Rechte ein ebenfalls unehelicher Württemberger, nach seiner Mutter Ulrich der Höfinger genannt, in seiner Eigenschaft als Domherr zu Speyer, Stift St. Widen, zu dem Bretten kirchlich gehörte, um 1300 den Württembergern auf irgend eine Weise zugewendet. Bis 1462 war Bretten kirchlich gesehen württembergisch und erst in Folge der Seckenheimer Schlacht verzichteten die Grafen auf ihre Rechte.

Das Schiff der heutigen Stifskirche ist, nach den 1936 aufgedeckten Malereien zu urteilen, um 1420 erbaut, wobei der Bergfried der alten Burg als Kirchturm mit einbezogen wurde. Der Chor wurde nach 1680 den Katholiken zugewiesen und 1778 in die heutige Form umgebaut. Die Bachkapelle wurde um 1500 – 1510 wahrscheinlich von der Adelsfamilie Bach gestiftet. Um 1600 erscheint das bisher als Pfarrkirche bezeichnete Gotteshaus als Stiftskirche. Da um 1500 ein Lettner (eine Schranke, welche die Geistlichkeit von den Laien trennt) geschaffen wurde, so muß hier um diese Zeit ein Stift errichtet worden sein. Neben der Pfarrkirche St. Laurentius, auch St. Stefan genannt, bestanden eine Kapelle beim Gottesacker (Zichorienfabrik), die St. Georgkapelle zum Spital in der Sporgasse, die Michelskapelle bei der Stiftskirche, die Pfarrkirche zu Weißhofen und St. Johann zu Salzhofen. Es waren um 1500 nicht weniger als elf Pfarrhäuser mit Hof, Scheuer und Ländereien, die fast alle in der Gegend der unteren Kirchgasse lagen, vorhanden. Die Pfründen wurden mit der Reformation meist vom Staat eingezogen, teilweise auch der Stadt überwiesen, welche sie zu Stipendien an bedürftige Studenten austeilte.

Der einst dem Ortsherren zustehende Zehnten wurde schon 1207 zum großen Teil von den Ebersteinern an Herrenalb abgetreten. Um 1562 hatte die Stadtkirche ein Drittel, Kloster Frauenalb, wohl durch Herrenalb, ein Drittel, Kloster Maulbronn und das Bistum Speyer je ein Sechstel des Zehnten zur Nutzung. 1608 gehört der Zehnten Kurpfalz, Frauenalb und der Stadt Bretten zu je einem Drittel.

Ein Schulmeister wird schon 1457 erwähnt; allem nach muß es ein Lateinlehrer gewesen sein. Um 1500 war nach dem Zeugnis Melanchthons eine Lateinschule am Ort. Im Jahr 1556 findet sich ein Schulmeister für Deutsch und Latein. 1570 ist dieses Amt getrennt. Nach dem 30jährigen Kriege, 1671, sind je ein Latein- und Deutsch-Schulmeister, sowie eine Maidlinsschulfrau in Bretten nachgewiesen.

Die Einkünfte der Stadt flossen in erster Linie aus dem Wald, „dem Augapfel der Stadt“, dessen Bewahrung dem Oberbürgermeister beim Amtsantritt besonders auf die Seele gebunden wurde. Die Verbrauchssteuern auf Fleisch, Brot und Wein, die Bußen für Schlägereien, Wald- und Feldfrevel, das Standgeld bei Märkten, die Bürger-An- und Abzugssteuer gehörten meist der Gemeinde; bei manchen Strafen bekam auch die Landesverwaltung einen Teil. Nach kurfürstlichen Privilegien hatte die Stadt das Anrecht auf die Erträge des Zolls und der Salzsteuer sowie auf das Hafergeld für fremde Pferde. Durch ein kaiserliches Privilegium Rudolf des II. durfte Bretten auch das dem Kaiser zustehende Wegegeld kassieren. Außer der Nutzung der eigenen in der Markung liegenden Grundstücke, erhielt die Gemeinde auch die – offenbar früher der Kirche gehörigen – Einkünfte aus einem Hofe zu Büchig und dem Freihof, auch Barkhausen genannten Hofe, in Diedelsheim.

Von alten Märkten ist nichts bekannt. Sie müssen aber schon im frühen Mittelalter vorhanden gewesen sein, was schon die Münzstätte um 1150 glaubhaft macht. Das 1497 bestätigte Recht, 4 Jahrmärkte jährlich unter kurfürstlichem Frieden zu halten, kann nur die Bestätigung eines längst vorhandenen Herkommens sein. Die Jahrmärkte sind, wie bekannt, teilweise bis heute im Schwange.

Leibeigenschaft gab es um 1500 im Bereiche der Pfalzgrafen kaum noch, sehr im Gegensatz zu Baden und Württemberg. Im ganzen Amt Bretten gab es nur etwa 150 Hörige, die fast alle fremden Potentaten unterstanden. Die Frondienste der Brettener waren unerheblich. Außer einer gelegentlichen Fahrt Brennholz für die Vogtei und den Gemeindefronen, welche sich die Bürger selbst auferlegt hatten, war kein solcher Dienst pflichtig.

Zünfte gab es auch im alten Bretten, doch sind wir nur wenig darüber orientiert. Die Schäferei, an sich anrühlich, muß schon vor 1500 ihren Zunftsitz in Bretten gehabt haben. 1634, mitten in den Wirren des 30jäh-

rigen Krieges, erstellten die Schäfer eine neue Zunftordnung, die in ihren Grundzügen noch 1848 im Brettener Schäfersprung bestand. Die Schafzucht bildete die Grundlage für das blühende Tuchergewerbe, dessen Zunftordnung von 1529 noch erhalten ist. Auf der Viehhaltung baute sich die Gerberzunft auf, deren Wappen noch da und dort an den alten Gerberhäusern zu sehen ist. Urkundlich wissen wir wenig von dieser Innung. Tuche und Leder bildeten im Mittelalter die wichtigsten Brettener Handwerkerzeugnisse, die regelmäßig zur Frankfurter Messe gebracht wurden. Die später bedeutende Lebkuchenherstellung scheint, nach einem Modell zu schließen, bis ins 16. Jahrhundert zurückzugehen, ohne daß aber von einer Lebküchernerzunft die Rede ist. Die Bäcker- und Müllerzunft hatte um 1650 in der Wirtschaft zum Rössle ihre Zunftstube. Eine Schneiderzunft wird im Jahre 1582 erwähnt. Auch die Metzger besaßen schon um 1540 eine eigene Organisation. Zu den Tuchern, deren Betriebe selten über 10 hinausgingen, gehörten die Färber und die Walker, für die von der Stadt aus eine Walkmühle zur Verfügung stand. Auch die Gerber hatten eine Rindenmühle zum Lohmahlen. Die Schuhmacher waren verhältnismäßig zahlreich, auch die Bäcker stellten ein starkes Kontingent. wogegen Maurer, Schmiede und Zimmerleute nicht eben stark vertreten waren. Kupferschmiede, die zusammen mit den Kanten- oder Zinngießern, das Haus- und Küchengerät herstellten, waren im mittelalterlichen Bretten reichlich vorhanden. Leider sind von all diesen Handwerkern keinerlei Zunftartikel erhalten geblieben. Alle Waren wurden von den Herstellern selbst vertrieben. Nur Tuch- und Lederhandel war als Ausfuhrartikel in den Händen einiger Kaufleute.

Die Landwirtschaft stellte den Haupterwerbszweig dar. Neben den eigentlichen Bauern hatten die Handwerker, Kaufleute und selbst die Landesbeamten etwas Land im Bau. Angebaut wurde Dinkel, Korn (Roggen), Hafer, Gerste, Hirse und Einkorn, dazu viel Hülsenfrüchte, Rüben und Kraut. Lein und Hanf waren ebenfalls wichtige Artikel und vor allem dem Obst- und



Weinbau war ein weites Feld offen gehalten. Wein wurde zur Frankfurter Messe gebracht.

Bretten war bis zur Neuzeit ein typisches Marktstädtchen, das die notwendigen Bedürfnisse für die Umgebung herstellte. Im Bauernkriege 1525 wurde Bretten von den Aufständischen bedroht, aber sie wagten nicht, die Stadt ernstlich anzugreifen. Wohl waren auch in Bretten manche Anhänger des Bundschuhs, aber der Rat hielt die Zügel fest in Händen und blieb dem Kurfürsten treu.

Die Landesfürsten weilten alle gerne und oft in Bretten, so wissen wir aus den Tagebüchern Ottheinrichs, daß er mindestens zehnmal in Bretten, wohl in der Krone, übernachtet hat. Von Kaiser Karl V. und seinem Sohne Philipp II. von Spanien ist bekannt, daß sie, letzterer mehrfach, in der Krone Quartier nahmen.

Die Reformation kam verhältnismäßig spät nach Bretten. Der Landesherr nahm nur zögernd die neue Lehre an und auch die Bürgerschaft verhielt sich teilweise abwartend. Um 1536 ist bekannt, daß die Täuferbewegung die Gemüter stark bewegte und weite Kreise hinter sich wußte. Selbst die Frau des Faufs stand mit den meisten Reichsrittern der Umgebung dieser Bewegung freundlich gegenüber.

Die lutherische Lehre muß, dem 1543 aufgestellten Lagerbuch zufolge, um diese Zeit eingeführt worden sein. Als erster Pfarrer ist Johannes Siderocratus (Eisenmenger) erwähnt, der von 1544–1565 hier wirkte. Nach dem Tode Ottheinrichs 1559 wurde die reformierte Lehre eingeführt, aber ein großer Teil der Bürgerschaft blieb insgeheim lutherisch.

Die vielen Pfarrstellen wurden reduziert und die freiwerdenden Pfründen teils zum allgemeinen Unterhalt der Kirche verwendet, teils zu Stipendien für arme, begabte Studenten vorgesehen. Eine Beschlagnahme durch die Staatsgewalt scheint nicht stattgefunden zu haben.

Schon 1536 hatte Württemberg neben Maulbronn auch Herrenalb säkularisiert. Aus

der Masse erwarb die Stadt die 16 Herrenalber Höfe, um sie an die bisherigen Pächter weiterzugeben.

Pest und andere Seuchen forderten immer wieder Opfer. So raffte die Pest 1565 fast ein Drittel der Bevölkerung dahin. Die Leichen wurden, da der bisherige Friedhof bei der Kirche nicht mehr ausreichte, in einem Gewölbe in der Kirche beigesetzt. Bald aber genügte auch dieses nicht mehr und ein neuer Gottesacker wurde vor dem Obertor im gleichen Jahre in Gebrauch genommen. Die ärztliche Versorgung lag in den Händen der Bader, später Chirurgen genannt. Studierte Ärzte waren sehr selten und nur für wenige Jahre in Bretten. Die hygienischen Verhältnisse waren die der Zeit. Oft und gerne benutzte Bäder waren vorhanden, das Wasser wurde durch hölzerne Rohre zu den zahlreichen Brunnen geleitet. Abwasserleitungen waren unbekannt und bei den Aborten herrschte das Buttensystem.

Den 30jährigen Krieg scheint die Stadt besser überstanden zu haben, als die offenen Dörfer, deren Bewohner – von Diedelsheim und Rinklingen wissen wir das genau – sich oft hinter den schützenden Mauern Bretten bargen. 1622 rückte Markgraf Georg Friedrich von Baden mit seinen Truppen durch. Nach der Wimpfener Schlacht besetzte Tilly kampfflos unsere Heimat. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß die Stadt eigene Geschütze hatte. Das Land kam unter bayrische Verwaltung und sollte mit kurzen Unterbrechungen bis 1650 unter dieser Herrschaft bleiben. Die Gegenreformation setzte mit Wucht ein; schwere Kontributionen wurden rücksichtslos eingetrieben, Bedrückungen durch die Soldateska waren alltäglich, trotzdem sich die Führer Mühe gaben, Ordnung zu halten. Auch der vielverlästerte Tilly schritt bei Ausschreitungen aufs schärfste ein. 1632 wurde eine kleine schwedische Besatzung nach Bretten gelegt, die im gleichen Jahre durch das Streifreiterkorps der kaiserlichen Generale Ossa und Montecuccoli zur Übergabe gezwungen wurde. Zum Glück für Bretten, denn dadurch wurde ein Blutbad vermieden, wie es unsere Nachbarstadt Knittlingen zu gleicher

Zeit erdulden mußte. Schwere Brandschatzungen mußten zwar bezahlt werden, aber Leib und Leben, Haus und Hof, blieben erhalten.

Nach der Nördlinger Schlacht 1634 hausten die Kaiserlichen ganz übel im Lande. Die Kontributionen nahmen kein Ende. Die Gemeinde war ausgesogen, so daß das Stadtregiment von dem Gouverneur von Heidelberg, Heinrich, Freiherrn von Metternich, ein Darlehen über 1500 Gulden aufnehmen mußte. Als Pfand diente der Wald Rotreissig.

Eine kleine bayrische Besatzung sollte Bretten halten, wurde aber 1643 von den Franzosen von Philippsburg aus überrumpelt. Die Bayern rächten sich im nächsten Jahre, erstürmten die Stadt und ließen die ganze Besatzung über die Klinge springen.

Da die ganzen Akten Brettens über den 30jährigen Krieg im Staatsarchiv München liegen und nur wenig bearbeitet sind, so stehen für diese Geschichtsperiode noch viele Fragen offen.

In den letzten Kriegsjahren hat Bretten erneut schwer gelitten, die Bürgerschaft schmolz auf die Hälfte – 150 Haushaltungen – zusammen, und nach dem Kriege ist der größte Teil der alten Namen verschwunden.

Die alte Bevölkerung, überwiegend rheinfränkischen Stammes, ging dabei entweder zugrunde oder flüchtete in andere Landstriche. Ihre Ergänzung erfolgte aus Inner Schwaben und vor allem aus der Schweiz. Die um 1650 in der Schweiz grassierenden Bauernaufstände trieben viele Teilnehmer aus dem Lande und in ganzen Strömen kamen sie in den Kraichgau. Bretten allein hatte in 50 Jahren eine Zuwanderung von annähernd 600 Schweizern zu verzeichnen. Selbstverständlich blieben sie nicht alle am Ort, aber Namen wie Amann, Hunzinger, Betsche, Böckle, Gillardon, Paravicini, Schabinger und andere verraten heute noch die Herkunft ihrer Träger. Sprachlich hat diese alemannische Einwanderung merkwürdigerweise nur geringe Spuren hinterlassen. In einem Menschenalter wurden die Ankömm-

linge sprachlich völlig eingeschmolzen. Auf den Charakter der Bevölkerung war der Einfluß aber doch wesentlich.

Die Wunden, welche der längste aller Kriege unserer Heimat geschlagen, waren schwer, aber es gelang dem fürsorglichen Kurfürsten Karl Ludwig, die Kriegsfolgen verhältnismäßig bald zu überwinden.

Wie die meisten Pfälzer Kurfürsten kein Freund des Heerwesens, entließ Karl Ludwig den größten Teil seines Heeres und behielt nur kleine Söldnerstämme im Dienst. Von diesen lag von 1665 – 70 eine Besatzung von 35 Mann in Bretten. Trotzdem dauernd Verwicklungen mit den Nachbarn, vor allem mit Mainz, stattfanden, setzte er seine Hoffnung auf die altpfälzische Institution der Miliz. Er griff damit auf die Pflicht der Bürger, ihre Mauern zu verteidigen, zurück. Schon um 1550 war ein sogenannter Ausschuß aufgerufen, zu dem das Oberamt Bretten ein Fähnlein stellte, das zu einem – wir würden heute sagen – Landwehrregiment erweitert zeitweise den Namen unserer Stadt trug.

Die Einrichtung bewährte sich im 30jährigen Kriege nicht und der Ausschuß wurde nach 1622 von der bayrischen Verwaltung nicht mehr aufgerufen.

1670 wurde wiederum eine Amtskompanie zu Fuß, die zu einem Milizbataillon erweitert werden sollte, sowie eine Kompanie zu Pferd aufgestellt. Bretten selbst wurde als Waffenplatz gegen das französisch gebliebene Philippsburg in Aussicht genommen, aber zum Glück wurde dieser Plan nicht ausgeführt.

Als 1673 der Reichskrieg gegen Frankreich ausbrach, wurden die Brettener Landreiter gegen die „französische Raubhöhle“ Philippsburg eingesetzt, aber sie vermochten nicht die Plünderungszüge, die von der Festung aus das Land beunruhigten, einzudämmen. Zum Glück blieb das Kriegstheater fast ausschließlich auf das linke Rheinufer beschränkt.

Lokales wissen wir aus dieser Zeit recht wenig, da darüber örtliche Akten fehlen. Das Rad des Schicksals hatte noch einmal

innegehalten, aber im August 1689 überschritten die Franzosen erneut mit Heeresmacht den Rhein und plünderten und verbrannten das ganze Land. Bretten wurde, durch die einheimische Bürgerwehr verstärkt, durch eine Handvoll Württemberger Milizen gehalten. Aber nach kurzem Widerstand fiel die Stadt. Sie wurde ausgeraubt und bis auf wenige Häuser niedergebrannt. In diesem Mordbrand sank das alte Bretten in Schutt und Asche, das alte Kulturgut wurde ein Raub der Flammen, alle Urkunden gingen verloren. Ein neuer Abschnitt in der Geschichte Brettens hatte begonnen.

Die Bürgerschaft Brettens hatte den Wert der Tradition erkannt und schon 1690 begann der Aufbau eines neuen Archivs. Die wichtigsten Urkunden, vor allem die Stadtrechte, wurden nach der Renovation von 1540 neu aufgezeichnet und, soweit möglich, durch mündliche Überlieferungen ergänzt. Sie bilden die einzige Geschichtsquelle aus alter Zeit in städtischem Besitz. Von 1690 an sind die Archivalien vorhanden und harren einer systematischen Bearbeitung. Hoffentlich finden sich Menschen, welche sich dieser Arbeit unterziehen und die Forschung der letzten Generationen weiter fortführen.

Die Wirtschaft der Stadt Bretten in Vergangenheit und Gegenwart

von Herbert Martin

Die wirtschaftliche Tätigkeit ist selbst heute, im Zeitalter der beginnenden Automation menschlichen Wirkens, undenkbar ohne die Aktivität der Menschen. Lebendige Menschen haben zu allen Zeiten das Gesicht der Wirtschaft geprägt, jener Einrichtungen und Maßnahmen zur Deckung des menschlichen Bedarfs an Sachgütern und Diensten, die der physischen Erhaltung des Lebens und der Entfaltung menschlicher Kultur gewidmet sind.

Die Geschichte der Wirtschaft zeigt deutlich die Vielfalt ihrer Entwicklungsformen. Bezogen auf den lokalen Raum bedeutet dies, daß auch hier immer und zu jeder Zeit alles im Flusse war und ist. Die Arten der Bedürfnisse (Nahrung, Kleidung und Wohnung) haben sich hingegen nicht geändert, nur die Ansprüche haben immer feinere Nuancen entwickelt. Die Formen der Befriedigung dieser Bedürfnisse waren im Laufe der Jahrhunderte einer steten Wandlung unterworfen. Die Tätigkeit des Jägers von nomadischer Seßhaftigkeit bis hinüber zu jener des seßhaften Bauern zeigt die ursprünglichen Formen und ihre Abwandlung. Fortgeschrittene wirtschaftliche Denkweise führte zur Arbeitsteilung, zur systematischen Talentnutzung und damit zur Bildung von Gewerben. Die Befriedigung der Bedürfnisse wurde so über die anfängliche eigentliche Hauswirtschaft hinaus in der geschlossenen Dorfwirtschaft durch Arbeitsteilung erfüllt. Als Tauschmittel zunächst noch nicht eigenerzeugte Ware, später zur Erleichterung des Tauschverkehrs fand das Münzgold seinen Einzug. Es erfüllte die ihm bedingungsgemäß gestellten Aufgaben. —

Die Wirtschaftsgeschichte der Stadt Bretten beginnt somit auch bereits zu dem Zeit-

punkt, als der Wille der unbekanntenen Siedler erste Anstrengungen hervorbrachte, die vielleicht unmittelbar nur der Beschaffung von Nahrung dienten. Die Lage des Fleckens am Schnittpunkt zweier bedeutender Handels- und Heerstraßen dürfte einem regen Tauschhandel äußerst förderlich gewesen sein. Das Anwachsen der Siedlung verlangte zwingend eine Arbeitsteilung, der Bauer bedurfte der Geräte, um seinen Boden zu bewirtschaften, die Spezialisierung auf gewisse Handfertigkeiten und die berufliche Selbstständigkeit schufen das Handwerk, wobei zumeist das Schmiedehandwerk bahnbrechend wirkte und ursprünglich vielfach im Umherziehen betrieben wurde. Sprunghafte Entwicklung der Einwohnerzahlen gaben der Gemeinde bald jenes Gepräge, das der Entfaltung des Handwerks und des Handels außerordentlich förderlich war.

Seit dem 12. Jahrhundert findet man schließlich Gewerbegeossenschaften der Handwerker, die innerhalb der Stadtgemeinde politisch-verwaltungsmäßige Gliederungen darstellten: die Zünfte. Dem Monopolrecht entsprach der Zunftzwang. In den Zunftordnungen finden sich Auslassungen über die Qualität der Waren, Arbeitszeit, Ausbildung der Lehrlinge und Gesellen, ihre Rechte und Pflichten vor, über die Unterbindung des unlauteren Wettbewerbs u. a. m. Seit dem 14. Jh. nahmen jedoch die Zünfte auch wachsenden Anteil am politischen Leben ihrer Städte.

Diese Zunftordnungen sind es, die überhaupt erstmals Rückschlüsse auf die Vielfalt des Brettener Gewerbes erlaubten. Die Tucher, deren Zunftordnung aus dem Jahre 1529 stammt, waren verhältnismäßig stark in Bretten vertreten, doch erlangten auch sie

wie die Lohgerber über Bretten hinaus keine allzu große Bedeutung. Daran änderte auch nichts die Tatsache, daß die Frankfurter Messe um das Jahr 1500 von einem Brettener Tucher beschickt war. Der Handel, das belebende Element im Warenaustausch, hatte allem Anschein nach in Bretten trotz günstiger Verkehrslage keine entsprechende Stellung eingenommen. Die Zolleinnahmen der Stadt Bretten lassen keine Schlüsse zu, da das System der Wegzölle nur die Häufigkeit der Benutzung der Verkehrswege aufzeichnen kann. Die Handwerkerschaft bediente sich selten der Händler und brachte ihre Erzeugnisse selbst zum Verkauf. Der Handel mit Kolonialwaren, wie er sich später zu entwickeln begann, blieb wie überall Kleinhandel.

Mit der zunehmenden Zahl kriegerischer Zwischenfälle seit dem 16. Jahrhundert wurde die gesunde wirtschaftliche Entwicklung der Städte auf halbem Wege unterbrochen und aus der Not der Zeit heraus wurden die notwendigsten Waren aus den Reihen des heimischen Handwerks beschafft.

Die politischen Auseinandersetzungen hatten im Gefolge wirtschaftliches Chaos, materielle Not. Die Einwohnerzahlen der Stadt Bretten seit der Mitte des 17. Jhs. zeigen deutlich die Symptome wirtschaftlichen Tiefstandes; denn wo die Kräfte der Zerstörung ihre Spuren hinterlassen, da kann der Tätigkeitsdrang nur allmählich wieder seine ihm zgedachte Aufgabe erfüllen. Wanderungsbewegungen in der Bevölkerung, wie sie schon lange nicht mehr in Erscheinung treten, griffen um sich. Standortgebundenheit und Seßhaftigkeit waren nur zum Teil noch gegeben. Erst in der Zeit des stetig anwachsenden Einwanderungsstroms nach dem 30-jährigen Krieg, vor allem aus der Schweiz, bildete sich jenes Element zurück, das die heimische Bevölkerung wie bisher an die Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen wieder binden sollte: die Tauschgrundlage und mit ihr die Stabilität der Währung, zwar noch in einer Vielfalt, wie sie im Großraumdenken heute kaum noch zu finden, aber wie sie doch für eine gesundende

Wirtschaft als Grundlage für die Kapitalbildung zu werten ist. Draußen im wirtschaftspolitischen Raum standen sich die Auffassungen des Merkantilismus und Physiokratismus gegenüber. Sie hatten hingegen für den kleinen, noch unabhängigen Wirtschaftsraum keine überragende Bedeutung.

Die Einnahmen der Stadt bzw. des Churfürsten von der Pfalz aus Zöllen waren nicht unbedeutend, doch handelte es sich hier um Entgelte, die sich aus dem vielfältigen Warenverkehr auf den Handelsstraßen ergaben. Dies erforderte auch eine Reihe von Lagerhäusern, besonders für Getreide und sonstige Erzeugnisse; zum Teil ist eine solche Lagerhaltung im Bretten des 18. Jhs. noch festzustellen.

Die von Napoleon in seinem Kampf gegen England im Jahre 1806 verkündete Kontinentalsperre hat verschiedenen bisher blühenden Handwerkszweigen empfindlichen Schaden zugefügt, wenn nicht gar den Gar aus gemacht. Es bliebe einer besonderen Untersuchung vorbehalten, inwieweit das Brettener Handwerk dadurch in Mitleidenschaft gezogen worden ist.

Zu erwähnen wäre der im Jahre 1805 von S. F. Gehres in seiner Kleinen Chronik Brettens hervorgehobene Kunststafner Georg Simon *Herzer*, der sich durch großes Können ausgezeichnet hat und der in der Lage war, nach jeder ihm vorgelegten Zeichnung Ofen, Vasen, Fayence usw. zu modellieren. Handwerksmäßige Verarbeitung findet sich auch bei der ebenfalls von Gehres erwähnten *Brettener Lebkuchenbäckerei*, die sich nicht nur über das Stadtgebiet, sondern weit über die Landesgrenzen hinaus einen Namen gemacht hatte. Einer der Feinbäcker hat jährlich über dreihundert Zentner Zucker verarbeitet. Die jährliche Produktion hat zeitweise mehrere tausend Zentner Lebkuchen betragen, die zum großen Teil außerhalb der Stadt verkauft worden sind. Es waren vor allem die Konditorengeschlechter *Hesselbacher* und *Zipperer*, die sich trotz scharfer Konkurrenz der Nürnberger Lebkuchenindustrie bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts behaupten konnten.

Mit dem Anwachsen der Städte bzw. deren Neugründung erfolgte immer mehr eine Verschiebung zum Nachteil der Landwirtschaft und Forstwirtschaft, hervorgerufen durch die Einflußnahme der Verwaltungen. Mit wenigen Ausnahmen genoß die Stadt bis über die Mitte des 19. Jhs. hinaus den Ruf einer agrarwirtschaftlich äußerst regen Stadt. Die so selten fruchtbare Landschaft konnte der Bevölkerung Anreiz genug bieten, einer landwirtschaftlichen Tätigkeit nachzugehen. Bald jedoch, als anfangs des 19. Jhs. eine starke Forcierung der Industrien in den Städten des aus vielen Herrschaftsbereichen zusammengefügten Landes Baden erfolgte und die Kunde weit günstiger Lebensbedingungen auch in diese Gegend drang, da konnte es der Bevölkerung nicht verwehrt werden, auch bessere Verhältnisse für sich und ihre Familien durch günstigere Verdienstmöglichkeiten zu erstreben. Dies umso mehr, als das rasche Anwachsen der Bevölkerung eine weitgehende Parzellierung der landwirtschaftlichen Nutzfläche verlangte.

Die Lage des engeren Kraichgaues unterschied sich kaum von der Stadt Bretten. Soweit ein Eingehen auf diese Wirtschaftsverhältnisse notwendig ist – und das wird in steigendem Maße die Entwicklung Bretten zu einem Wirtschaftsraum verlangen – sollen diese Beziehungen aufgezeigt werden. Um das Jahr 1800 findet sich in Bretten ein Vorläufer der chemischen Industrie, eine *Krappfabrik*, die sich auf den vereinzelt Krappanbauflächen der Gegend ihre Grundstoffe erzeugen ließ. Diese Industrie konnte man um die Zeit des Eintritts Badens in den deutschen Zollverein (1835) im ganzen Land antreffen. Krappfabriken gab es neben Bretten auch in Mannheim, Heidelberg, Ladenburg, Grötzingen und Weingarten sowie in dem Ort Mühlburg. Krapp spielte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine wichtige Rolle als Färberrot in der Textilindustrie bei der Färbung von Kattunfabrikaten, wurde jedoch durch Alizarin und andere Anilinfarbstoffe verdrängt. Im Jahre 1847 bestanden in Baden nur noch 4 Unternehmen mit 55 Arbeitern. Die Brettener

Fabrik dürfte schon um 1850 nicht mehr bestanden haben.

Von Bedeutung mag sie auch für die ca. 20 Brettener Leineweber gewesen sein, deren Handwerk gegen die Mitte des 19. Jhs. den technischen Neuerungen (mechanische Weberei) zum Opfer fiel.

Ein Industriezweig, der heute für weite Teile Mittelbadens und selbst auch für das gesamte Land Baden-Württemberg von Bedeutung ist, hat schon früh vor Mitte des Jahrhunderts seinen Anfang genommen: die *tabakverarbeitende Industrie*. Um das Jahr 1847 weisen die Gewerbeaufnahmen des Landes Baden erst 15 Tabak- bzw. Zigarrenfabriken mit 35 Arbeitern auf, 1853 haben sich diese bereits auf 53 mit 1949 Arbeitern erhöht (1862: 172 Fabriken mit 3592 Arbeitern). Auch der Tabakanbau nahm in der Landwirtschaft Bretten eine beachtliche Stellung ein. Die Brettener Fabrik konnte allein im Jahre 1857 mehrere tausend Zentner Tabak fermentieren. Ähnliche Fabriken gab es im Amtsbezirk Bretten nur noch zwei (Menzingen und Gondelsheim), die in der Arbeiterzahl (ca. 40 Beschäftigte) kaum hinter der des Brettener Betriebes zurückstanden. Die Zigarrenfabrikation, die den heimischen Handel noch zu einer umfangreichen Geschäftstätigkeit veranlaßte, wurde aber noch im gleichen Jahre in Bretten eingestellt; erst im Jahre 1895 konnte sich dieser Industriezweig wieder einer Niederlassung in Bretten erfreuen. Sie selbst war schon in den Anfängen Großindustrie, zumal die Unternehmer meist mehrere Fabriken in den Dörfern des Anbaugesbietes unterhielten, selbst aber ihren Sitz im Hinblick auf die von ihnen nicht unverschuldeten sozialen Mißstände, in den größeren Städten des Landes nahmen.

So findet sich gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts erstmalig in Bretten industrielle Fertigung, die in Zukunft die tragende Säule für den Wirtschaftsaufbau werden sollte.

Mit dem Verschwinden der Krapp- wie auch der Tabakindustrie war in Bretten noch ein Unternehmen zurückgeblieben, das der

Holzindustrie angehörte und übrigens bis zur Wirtschaftskrise 1931 bestand. Dieses Unternehmen wurde 1845 an der Weissach gegründet und widmete sich besonders der Verarbeitung des aus den waldreichen Gemeinden angelieferten Holzes zu Brettern und Bauhölzern. Über seine Beschäftigungszahl ist nichts bekannt, doch wird sie um 1850 kaum mehr als 20 Arbeiter betragen haben. Die wachsende Bedeutung der Holzindustrie ist überaus verständlich, wenn man in Betracht zieht, daß Baden zu den waldreichsten Ländern des deutschen Reiches zählte – 30 v. H. seiner Bodenfläche sind bewaldet (Bretten = 45 v. H.). Es ist natürlich, daß sich somit in Bretten frühzeitig eine Holzindustrie entwickelte. In jene Zeit fällt auch die Erbauung einer Dampfkunstmühle. Bretten beherbergte zwar eine Reihe von durch Wasserkraft angetriebene Mühlen, doch hatten sie nur lokale Bedeutung. Meist waren sie Kundenmühlen, die durch die landwirtschaftliche Struktur sehr begünstigt waren. Die Vielzahl der Mühlen brachte es mit sich, daß nur wenige Personen darin Beschäftigung finden konnten, ja vielmehr die Arbeiten von Familienangehörigen mit ausgeführt wurden.

Eine ähnliche Beschäftigtenlage weisen die *Brauereien* zu dieser Zeit auf. Bretten zählte damals 11 Bierbrauereien. Während sich andernorts Bierbrauereien vielfach zu größeren Unternehmungen entwickelt haben, blieben diejenigen in Bretten Kleinstbetriebe. Um die Jahrhundertwende findet man hingegen nur noch 1 Brauerei, die nach dem 1. Weltkrieg nicht mehr betrieben wurde.

Im übrigen war in Bretten das *Handwerk* vorherrschend. Die Brettener Handwerker waren als tüchtige Vertreter ihres Faches bekannt. Es wurde zwar behauptet, daß manche wegen seltenen Besuches der höheren und Gewerbeschule und zu kurzer Zeit der Wanderschaft, da sie baldigst in die Bürgergenußrechte gelangen wollten, sich frühzeitig niederließen, aber damit eine den Zeitverhältnissen entsprechende Ausbildung nicht mehr genossen hätten. Das Handwerk wurde in den 30-er Jahren des 19. Jhs.

von Stürmen umwittert, die es zu zerbersten drohten. Technik und Verkehr erfuhren so bedeutsame Umwälzungen, daß sich die Lebensgewohnheiten und mit ihnen die häusliche Wirtschaft von Grund auf änderten, wobei sich Liberalisierung in der Gewerbe-freiheit ausdrückte. Das Handwerk, das immer noch der dem Zunfthewesen des Mittelalters innewohnenden Beschränkung des einzelnen zugunsten einer größeren Gemeinschaft huldigte, konnte dieser neuen Epoche wirtschaftlichen Denkens und Handelns kaum Widerstand bieten. Die Vervielfachung der Arbeitskraft, wie sie die Dampfmaschine in ungeahnter Fülle zu geben vermochte, mußte auch dem Handwerk zugute kommen. Aber nur der kapitalstarke Handwerker war in der Lage, einen Maschinenbetrieb einzurichten. Der kleine Gewerbetreibende, der Kapital oder Kredit genug besaß, um mit Maschinen zu arbeiten, war gezwungen, zum Großbetrieb überzugehen. Dem Handwerk erwuchs damit von Jahr zu Jahr in dem sich gewaltig steigern-den Großgewerbe auf zahlreichen Gebieten des gewerblichen Lebens ein Wettbewerb, den es zu ertragen nicht im Stande war.

Für die Entwicklung der Wirtschaft Brettens konnten diese allgemein beobachteten Tendenzen nicht ohne Einfluß bleiben. Das Handwerk der Stadt war aber erst spät in der Lage, sich solchen Bestrebungen anzuschließen. Die mangelnde Kapitalbasis mußte notgedrungen zu einem Ausgleich führen. Dieser erfolgte schließlich im Jahre 1850 durch die Gründung der Sparkasse Bretten, die später unter der Bezeichnung „*Bezirkssparkasse*“ weitergeführt werden konnte. Schon 14 Jahre später konnte sich ein zweites Unternehmen in Bretten etablieren, die *Volksbank e.G.m.b.H. Bretten* (gegründet unter der Firmierung „*Vorschußverein e.V.*“). Diese beiden Kreditinstitute sind maßgebend beteiligt an der gesamten späteren wirtschaftlichen Entwicklung.

Handwerkerschaft und Handel wurden zur Bildung von Kapital geradezu gedrängt durch die herrschenden Wirtschaftsverhältnisse, die eine größere Raumwirkung unbedingt erforderlich machten.

Die Verkehrsverhältnisse im Brettener Raum lagen sehr im argen. Die ideale Verkehrslage, die schon Merian durch das Vorhandensein herrlicher Landstraßen gekennzeichnet hat, auf denen die Waren nach allen Himmelsrichtungen befördert wurden, war weniger rosig. Mangelndes Verständnis und Interessenlosigkeit der Großherzoglich-Badischen-Straßenbauverwaltung für die Lage der „Grenzgemeinden“ führte zu einer völligen Verwahrlosung der nach Württemberg führenden Straßen. Die exponierte geographische Lage der Stadt Bretten bedurfte zwar nicht der Schaffung neuer Verkehrswege; diese waren seit Jahrhunderten vorhanden. Die Erhaltung und Wartung der Straßen erschien äußerst vordringlich. Die Stadtgemeinde hatte nicht die finanziellen Reserven aufzuweisen, die ein solches Verkehrsnetz für seine Unterhaltung forderte. Erst mit der beginnenden Erschließung dieses Raumes für den Eisenbahnbau begann man sich in der Landeshauptstadt auch dieses Landesteiles zu entsinnen.

Der Bau der Eisenbahnlinie Bruchsal – Mühlacker – Stuttgart kündigte erstmals auch hier den beginnenden technischen Fortschritt an. Die Arbeiten zogen sich über Jahre hin (1849 – 1853), da Höhenunterschiede in der Linienführung zu überwinden waren. Das Interesse an dieser Strecke lag im übrigen sehr auf württembergischer Seite, erst Jahrzehnte später konnte der badische Staat das Eigentum an der Linie Bruchsal – Bretten bis zur Landesgrenze erwerben. Ursprünglich war eine Linienführung über Ruit – Pforzheim vorgesehen, doch technischer Schwierigkeiten wegen unterblieb die Verwirklichung dieses Planes.

Der Eisenbahnbau bot gleichzeitig große Erwerbsmöglichkeiten für die Bevölkerung. Als dann im Jahre 1879 schließlich die Eisenbahnlinie Karlsruhe – Heilbronn, vielfach als Kraichgaubahn bezeichnet, in Betrieb genommen wurde, wuchs Bretten zu einem Eisenbahnknotenpunkt heran, der für eine Industrialisierung die hervorragendsten Voraussetzungen bot.

Die vom deutschen Zollverein im Jahre 1861 ausgegangene Gewerbebeziehung konnte im

Lande Baden in 113 Gemeinden 357 Fabriken mit mehr als 20 Arbeitern und einer Beschäftigungszahl von 31 400 Personen ermitteln, wovon allein 100 Fabriken (= $\frac{3}{10}$) auf Pforzheims Bijouterie entfielen. Erst an zweiter Stelle folgte Mannheim. Bretten fand noch keine Erwähnung; das Gebr. Ammanische Sägewerk gehörte seiner Beschäftigtenzahl nach, somit zu den Kleinstbetrieben.

Im Lande Baden bestehen um diese Zeit noch große industriefreie Gebiete, zu diesen zählen der mittlere und der nördliche Schwarzwald, der Odenwald und das Bauland. Eine Reihe von Amtsbezirken besaß noch keine größeren Fabriken, darunter auch Bretten. Der Boden für eine fabrikmäßig organisierte Industrie schien geschaffen, an nach Erwerbsmöglichkeiten sich drängenden Menschen konnte es nicht fehlen.

Als Ende der 50-er Jahre die ersten großen Erdölvorkommen in Pennsylvania/USA erschlossen wurden und das Petroleum auch in Deutschland seinen Einzug nahm, fand ein Brettener Kolonialwarenhändler eine günstige Gelegenheit, diesen Brennstoff gegen das bisher verwendete Rüböl einzutauschen. Es bedurfte jedoch zunächst der Schaffung neuer Lampen. Christian *Beutenmüller* verlegte sich nun aus seiner reinen Kleinhandelstätigkeit auf diese Lampenherstellung und bald konnten aus seiner sich rasch entwickelnden Fabrik die ersten Petroleumlampen ihren Eingang in die Absatzmärkte finden. Nur wenige Jahre nach der Gründung wurde dieser Fertigungszweig durch weitere ergänzt. Dieses Unternehmen hat sich bis zum heutigen Tage in bemerkenswerter Stabilität fortentwickelt. Die Wirtschaftsgeschichte Brettens ist mit ihm eng verbunden, und die Stadt verdankt ihm die Entwicklung zu einem Zentrum der Blechwarenfabrikation. Blechner und Installateure waren die hauptsächlichsten Abnehmer des deutschen Marktes, der Export dieses Unternehmens – heute unter C. Beutenmüller & Cie. G.m.b.H. firmierend – dehnte sich bis Italien, Spanien und Rußland, Holland, Schweiz und in den Orient aus. In die Fertigung mit aufgenommen

wurden schließlich Grabkränze, Dekorationspflanzen und die Herstellung von Feuerwehrausrüstungsgegenständen. Im übrigen haben die Marktverhältnisse von der Brettener Blechwarenfabrikation eine außerordentliche Wendigkeit in der Anpassung an die dauernden Geschmacksveränderungen des Käuferpublikums verlangt.

Anfangs der 60er Jahre erfolgte eine weitere Gründung, die Maschinenfabrik der Gebr. Wöhrle. Über dieses Unternehmen liegen keine näheren Angaben vor. Es soll sich um Maschinenindustrie i. w. S. gehandelt haben. Dieses Unternehmen wird schon im Jahre 1892 nicht mehr erwähnt.

Im Jahre 1866 wurde schließlich in Bretten eine Zichorie-Darre des weltbekannten Unternehmens der *Heinrich Franck Söhne* (Vaihingen/Enz, jetzt Ludwigsburg) erbaut, die ihren Bedarf aus den in dieser Gegend angebauten Zichorienwurzeln befriedigte. Der Werdegang dieses nunmehr über 125 Jahre bestehenden Unternehmens hätte die wirtschaftliche Entwicklung Brettens entscheidend beeinflussen können. Diese Firma hatte die Absicht, eine Verlegung des Hauptbetriebes Vaihingen an das inzwischen erbaute Eisenbahnnetz Bruchsal – Stuttgart herbeizuführen. Da sich in Bretten bereits eine Darre befand, trug man sich mit der Absicht, den Hauptsitz des Unternehmens hierher zu legen. Leider stieß die Geschäftsleitung nicht auf Entgegenkommen bei der damaligen Stadtverwaltung. Ludwigsburg dagegen bemühte sich in vorbildlicher Weise um die Ansiedlung des Betriebs. Wenn man die Entwicklung dieses Unternehmens betrachtet und seine heutige Bedeutung, so kann man den Verlust erkennen, den die Stadt durch Jahre hindurch erlitten hat, weil ihre Verwaltung sich den wirtschaftlichen Notwendigkeiten verschlossen hatte.

Die ablehnende Haltung der Stadt scheint dieses Unternehmen zunächst veranlaßt zu haben, die Brettener Darre, die immerhin zu Saisonzeiten 70 – 100 Menschen Arbeit gab, aufzugeben. Sie wurde an die Zuckerfabrik Waghäusel verkauft, aber schon im Jahre 1879 wieder zurückerworben. Im Jahre 1881

erfolgte die Erstellung einer Verladestelle am Bahnhof. Seitdem sind verschiedene Umbauten und Erweiterungen bis zur Gegenwart hinzugekommen.

Die Situation der Brettener Wirtschaft war in den 60er Jahren keineswegs so geklärt, als daß es nicht weiterer Begünstigung und Bemühungen durch die Stadtverwaltung bedurft hätte. Die Kreditbeschaffung bei den einheimischen Kreditinstituten stellte noch immer Probleme dar, die noch zu lösen waren. Die Lage des Handwerks konnte sich jedoch Ende der 70-er Jahre im Rahmen des allgemeinen Wirtschaftsaufschwunges wieder festigen.

In das Jahr 1877 fällt die Eröffnung eines Handwerksbetriebes, der sich alsbald der industriellen Fertigung zuwandte (Carl Neff). Aus den kleinsten Anfängen heraus, bis zum Zweiten Weltkrieg Kleinbetrieb, entwickelte sich dieses Unternehmen zum größten am Platze. Die Neffschen Werkstätten waren von Anfang an Herd- und Ofenfabrik, bis zu den 20er Jahren blieb das Unternehmen der Kohlenherdfabrikation treu, daneben bemühte sich die Firma weiter um die Herstellung von Großküchenanlagen und Konditoreibacköfen, bis sie endlich Elektro- und Gaskochgeräte mit in ihr Fabrikationsprogramm aufnahm. Der Anteil des Unternehmens an der Gesamtbeschäftigungszahl war über 60 Jahre lang gering. Es bildete jedoch den Grundstock für ein weltbekanntes Unternehmen der Herdindustrie.

Zwei Jahre später wurde ein nicht weniger bedeutsames Unternehmen gegründet. Es nahm seinen Anfang im nahen Flehingen und übersiedelte im Jahre 1884 aus dem weniger verkehrsgünstig gelegenen Dorf nach Bretten, wo es mit einem Stamm von über 40 Arbeitern neue Fabrikanlagen schuf. W. Schmidt, der Gründer dieses Unternehmens versuchte, die Unzulänglichkeit der damals gebräuchlichen Kühlanlagen der Brauereiindustrie zu bessern. So entwickelte er Gegenstromaggregate nicht nur für die Bierherstellung, sondern später auch Milchkühlapparate, wobei ihm die Erfindung eines

schwedischen Ingenieurs anregend zu Hilfe kam. Da die angefertigten Kühler in gleicher Weise für natürliche Kühlung durch Brunnenwasser wie auch für künstliche durch Dampf geeignet waren, fanden sie weitgehend Verbreitung, so daß das Unternehmen hierin bald zu einem der größten Badens sich emporarbeiten konnte. Bis zum zweiten Weltkrieg zählten das Beutenmüller'sche und Schmidt'sche Unternehmen zu den arbeitsintensivsten der Stadt Bretten.

Erstmals tritt im Jahre 1879 die Stadtverwaltung als Unternehmer in Erscheinung. Nachdem die großherzogliche Eisenbahnverwaltung die Abnahme von Leuchtgas für den Bahnhof auf 15 Jahre zugesagt hatte, erfolgte der Bau eines Gaswerkes und schließlich konnten in jenem Jahre zum ersten Male die Straßen der Stadt beleuchtet werden. Die Erträge dieses Werkes waren dem städtischen Haushalt sehr willkommen und wurden neben den nunmehr einsetzenden Zuweisungen von Überschüssen der Sparkasse immer beträchtlicher, so daß mit ihrer Hilfe bis zur Jahrhundertwende alle Einrichtungen geschaffen werden konnten, die eine aufstrebende Stadt verlangte. Der Beginn der 80er Jahre fand Bretten in einem Zustand höchster Bereitschaft für Industrie Gründungen, wobei es typisch ist für die weitere Entwicklung, daß die im Gewande der Lokalpolitiker tagende Genehmigungsbehörde fast ausschließlich den einheimischen Antragstellern gewogener war, als dies erforderlich gewesen wäre. Auch im übrigen Lande Baden hatte der Stand der Industrialisierung ein beträchtliches Ausmaß angenommen; die Zahl der Gemeinden, in denen sich seit dem Jahre 1861 erstmals Industrien niederließen, hatte sich bis zum Jahre 1882 um 119 v. H. vermehrt. Ein Jahrzehnt einer Anzahl bedeutender Gründungen brach an. Nicht weniger als 6 Brettener Firmen verdanken diesem Zeitabschnitt ihre Entstehung.

Zunächst brachte das Jahr 1880 die Gründung eines weiteren Unternehmens der Holzindustrie (*Gebr. Harsch*). Dieser Betrieb

widmete sich vor allem der Herstellung von Verpackung für die Kaffeemittelprodukte der Firma Heinrich Franck Söhne in Ludwigsburg. Daneben gelangten die Dampfsägerei und Holzbearbeitung auch für andere Kunden zur Bedeutung. Dieses Unternehmen konnte infolge günstiger Auftragsentwicklung bald einer großen Zahl von Arbeitern Beschäftigung geben und somit die Erwerbstätigkeit Brettens wesentlich beeinflussen. Nach dem ersten Weltkrieg war diese Firma genötigt, sich anderen Fertigungsaufgaben zuzuwenden, da der Hauptabnehmer sich anderen Verpackungsarten für seine Kaffemittel zuwandte. Sie ging daher zur Fabrikation von Furnieren, Sperrhölzern, Parketten und Fensterrahmen über, gründete im übrigen noch Ende des 19. Jahrhunderts ein Zweigwerk in Rieterstal bei Vaihingen.

Schon zwei Jahre danach konnte sich ein weiteres Unternehmen in Bretten eine industrielle Fertigung zu eigen machen, die bereits zwei Jahrzehnte später größte Pinselfabrik Badens, *Carl von Molitor*. Anfänglich seit 1851 Handwerksbetrieb ging dieses Unternehmen im Jahre 1882 auf fabrikmäßige Herstellung von sämtlichen Pinseln für Malerei, Industrie u. Handwerk über. Dieses Unternehmen vermochte sich durch seine Spezialität, die Molitor-Bürste, im In- und Ausland einen günstigen Ruf zu erwerben. Bis zum zweiten Weltkrieg hatte es Warendepots und eigene Verkaufsstellen in größeren Städten Deutschlands und Vertretungen im In- und Ausland.

Eine Landmaschinenwerkstätte wurde im Jahre 1884 von *Chr. Grauff* gegründet. Der auch nunmehr in die Landwirtschaft eindringende technische Fortschritt gab den Anlaß zu einer solchen Gründung. Dem Unternehmer gelang es auch, aus anfänglicher Reparaturtätigkeit und Handel mit landwirtschaftlichen Geräten zu einer Eigenherstellung zu kommen, die durch die Fabrikation von Tabakschneide- und Reinigungsmaschinen noch erweitert werden konnte.

Das nächstfolgende Jahr sah die Gründung eines bisher nicht vorhandenen Industriezweiges, der Korkindustrie, die der Brettener Wirtschaft eine gewisse Breite verlieh. Eine „Korkstopfen-Fabrik“ wurde von *Karl Ackermann* gegründet. Ihre Umsatz-tätigkeit war beachtlich und das Unternehmen eroberte sich in Flaschenkorken ein großes Absatzgebiet. Nach der Wirtschaftskrise der 30er Jahre mußte die eigentliche Produktion zugunsten der Handelstätigkeit aufgegeben werden.

Das Jahr 1889 wurde zum Gründungsjahr gleich dreier Unternehmen: *K. G. A. Schmidt*, *M. A. Lämle* und *Friedrich Seiz*.

Die erstgenannte Firma befaßte sich mit der Herstellung von Bleistiftspitzern. Kurz nach der Jahrhundertwende wurde das Unternehmen von *Josef Mellert* übernommen und unter diesem Namen weitergeführt. Über die Produktionstätigkeit des ursprünglichen Unternehmens ist wenig bekannt. Die Nachfolgerfirma wurde im Jahre 1953 in die Firmen *Josef Mellert OHG* und *Hermann Mellert* aufgeteilt, wobei die erstere Kunstharz- und Bakelitepreßteile als Zulieferant für die Radioindustrie und den Elektrogerätebau nebst Bohr- und Fräsmaschinen herstellt, während das andere die feinmechanische Fertigung weiter ausbaute.

Die *Malagwerke*, hervorgegangen aus der seit dem Jahre 1849 bestehenden Handelsgesellschaft *M. A. Lämle*, die später die Fabrikation nach eigenen Modellen aufnahm, entwickelte sich zu einer der bekanntesten Spezialfabriken von Eisenarmaturen für den Kachelofenbau. Außer den erwähnten Armaturen wurden Kochherde aller Art, eiserne Zimmeröfen nach eigener Konstruktion angefertigt. Angegliedert wurde ein kleines Kraftwerk mit einem Dampfaggregat, das zusätzlich zur städtischen Kraftstromzufuhr die Elektrizitätsversorgung des Betriebes übernahm. Das Unternehmen wechselte im Jahre 1936 seinen Besitzer und wurde von *Adolf Muckenfuß* übernommen. Es zählte im übrigen schon bald nach seiner Gründung mehr als 100 Beschäftigte.

Die Gründungen kleinerer Mechanikerwerkstätten, die aber weder zur Zeit ihres Entstehens noch später wesentliche Bedeutung erlangten, fallen ebenfalls in diesen Zeitraum. Hinsichtlich der Zahl der Betriebe der Metallindustrie traten bis nach dem zweiten Weltkrieg keine Veränderungen mehr ein.

Die Gründung von Druckereibetrieben ist noch zu erwähnen. Während bereits im Jahre 1863 ein Unternehmen (*Franz Leitz*) sich etablieren konnte, faßte im reichen Gründungsjahr 1889 ein zweites Fuß (*Friedrich Seiz*), dem später in größeren Zeitabständen noch zwei weitere folgten (*Friedrich Esser* und *Karl Friedr. Hock*). Der Umfang der Geschäftstätigkeit dieser Druckereien hielt sich im Rahmen kleinstädtischer Verhältnisse. Die älteren Unternehmen sicherten sich im Laufe der Jahre den Druck und Vertrieb von Heimatzeitungen. Im Zuge der Ausrichtung des Pressewesens nach nationalsozialistischen Grundsätzen mußten die Verlage den Druck einstellen und sich in Zukunft Industrie- und Privataufträgen zuwenden.

Das nächste Jahrzehnt bis zur Jahrhundertwende gab dem Wirtschaftsgefüge Brettens die Breite, die es ein halbes Jahrhundert später kaum mehr in dieser Stärke aufweisen konnte. Neben zwei anderen Unternehmen der Branche, wurde im Jahre 1890 der Steinbruchbetrieb *Fritz* gegründet. Die Zukunft dieses Industriezweiges schien sehr gesichert, zumal der teils im argen liegende Straßenbau guten Absatz versprach. Zuvor wurde ein durch den Eisenbahnbau bedingter Fiskal-Betrieb stillgelegt. Auch die stetig sich steigernde Bautätigkeit – Zeichen einer aufblühenden Wirtschaft und nicht zuletzt eines durch enormen Bevölkerungszuwachs bedingten Wohnungsbaus – forderte die Gründung einer Dampfziegelei (*Gebr. Betsche*, 1893).

Im gleichen Jahre wurde die Schuhfabrik *G. Ph. Groll* gegründet, die bis zu ihrer Liquidation nach der Wirtschaftskrise der 30er Jahre mitunter bis zu 60 Arbeiter beschäftigte.

Der Korkfabrik Ackermann folgten im Jahre 1892 und 1895 zwei weitere Unternehmen dieser Branche, wovon das eine (*Henn*) anfangs der 20er Jahre in den Besitz der Firma *Carl Glöckler*, Preßkorkenfabrik, überging, während das zweite, H. D. Gillardon, nach dem ersten Weltkriege liquidierte. In das Jahr 1895 fällt auch die Gründung der Zigarrenfabrik *Eichtersheimer* (später: Klai-ber & Kehr).

Jetzt verschlossen sich auch die Stadtväter dieser wirtschaftlichen und finanziell günstigen Situation nicht mehr und ließen auf das Gaswerk kurz vor der Jahrhundertwende im Jahre 1897 den Bau einer Um-spannstation für die Übernahme von Strom-lieferungen und den Bau eines Schlachthofes folgen. Während das Gasnetz bald 98% aller Haushaltungen sich eroberte, gelang es der rührigen Stadtverwaltung aus den Ablieferungen der Überschüsse, das Ortsnetz für die Elektrifizierung zu instal-lieren. Die Elektrizität wurde dem Werk Enzberg-Mühlhausen entnommen, wobei Bretten sich dem Zweckverband „Energie-versorgung Schwaben“ anschloß. – Die Elektrizität brachte der Brettener Wirtschaft ungezählte neue Möglichkeiten. Durch die Antriebskraft der Elektrizität war die Aus-nützung mechanischer Einrichtungen erst-mals auf breitester Grundlage gegeben.

Um die Jahrhundertwende war überall im Lande Baden eine Stockung in der Indu-strieansiedlung eingetreten, die hauptsäch-lich ihre Ursache in einer augenblicklichen Übersättigung und Vielfalt der bereits im Lande angesiedelten Industrien hatte. Die Betriebszählung des Jahres 1900 verzeichnet in Bretten in 34 Industriebetrieben 581 Ar-beiter, wovon

- auf die Metallindustrie 3 Betriebe mit 202 Beschäftigten,
 - auf die Holzindustrie 2 Betriebe mit 161 Beschäftigten,
 - auf die Korkindustrie 3 Betriebe mit 50 Beschäftigten,
 - auf die übrige Industrie 26 Betriebe mit nur 128 Beschäftigten
- entfielen.

Die Geschäftstätigkeit der Sparkasse, wie auch des Vorschußvereins Bretten, geben ein lebhaftes Bild von den um die Jahr-hundertwende herrschenden günstigen Wirt-schaftsverhältnissen. Beide Institute erfreuten sich einer regen Inanspruchnahme durch die Brettener Geschäftswelt. Erhöhter In-vestitionsbedarf durch die Elektrifizierung des Maschinenparks und Gründung neuer Unternehmen bedurften besonderer kredit-politischer Anstrengungen. Auch darf nicht vergessen werden, daß durch die ständig wachsende Bevölkerungszahl (1809 = 2559, 1852 = 3464, 1900 = 4781 Einwohner), ein durch größere und stabilere Arbeitsein-kommen gestiegener Lebensstandard eine Reihe von Handwerks- und Einzel-Hand-elsbetrieben der Nahrungsmittel- und Be-kleidungsbranche sich vergrößern bzw. niederlassen und einer ertragreichen Zukunft entgegensehen konnten.

Die Zeit bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges ist gekennzeichnet durch eine Abschwächung jener Gründungstendenzen, wie sie vor der Jahrhundertwende bestan-den. Zu den hauptsächlichsten Gründungen zählten eine Reihe von kleineren Firmen.

Im Jahre 1901 wurde unter der Firma „Ba-dische Holzwarenfabrik“ (Th. Dittmar) ein weiteres Holzindustrieunternehmen gegrün-det, das jedoch bei der bestehenden lokalen Konkurrenz keine wesentliche Bedeutung erlangen konnte. Hinzu tritt dann noch im gleichen Jahre eine zweite Pinsel-fabrik (*Er-hard Müller*), die sich in der Zukunft glei-chen Produktionsplänen widmete und wie ihre Brettener Konkurrenz bald auch zu den größeren Werken dieser Branche gehörte.

Ein fahrbarer Holzsägebetrieb, der da-neben noch eine Graupenmühle führte, zeigte im Jahre 1905 seinen Beginn an (*A. Wirth*). Gleichzeitig wurde ein Dreschma-schinenbetrieb angegliedert, der in den fol-genden Jahrzehnten einen ansehnlichen Ma-schinenpark zu erwerben verstand und außerdem Bretten wie die umliegenden Orte während und nach der Getreideernte als fahrbarer Kunden-Dreschbetrieb bereiste.

In das gleiche Jahr fällt auch die Ansiedlung eines Unternehmens, das mehr aus arbeitsmarktpolitischen Gründen in Bretten seinen Filialbetrieb eröffnete: die Etuis- und Kartonnagenfabrik *Ernst Keller*. Dieses Unternehmen wurde 1889 unter bescheidenen Verhältnissen in Pforzheim gegründet. Die Brettener Filiale gewann durch einen Fabrikneubau im Jahre 1913 an Bedeutung. Sie beschäftigte vornehmlich weibliche Arbeitskräfte. Ihre Beschäftigungslage war allerdings sehr von der wenig krisenfesten Uhren- und Schmuckwarenindustrie Pforzheims abhängig; dementsprechend schwankend waren auch die Beschäftigungsziffern. Diesem Filialunternehmen folgte bald ein weiteres Unternehmen der gleichen Branche (*Richard Grunbach*), das aber im Jahre 1914 aufzugeben gezwungen war. Das dritte Unternehmen der Herdindustrie

am Platze *K. W. & A. Muckenfuß* begann im Jahre 1914 seinen Weg, zu einem Zeitpunkt, an dem auch für die Brettener Wirtschaft eine Krise einsetzte. Es konnte sich jedoch trotz der älteren Konkurrenzen aus kleinsten Anfängen heraus zu einem mittleren Unternehmen emporarbeiten und sich in der Herd- und Ofenproduktion sowie auf dem Spezialgebiet der Armaturenfertigung für Kachelöfen und Kachelherde einen bedeutenden Produktionsanteil sichern. Die politischen Folgen des ersten Weltkrieges blieben nicht ohne Einfluß auf die Wirtschaftstätigkeit in Bretten. Die Arbeitsmöglichkeiten nach dieser Weltkatastrophe hielten sich auch in dieser Stadt unter dem Vorkriegsniveau, wie ein Vergleich der gewerblichen Mittel- und Großbetriebe mit mindestens 10 Arbeitern der Jahre 1905, 1912 und 1920 veranschaulichen soll:

Wirtschaftsabteilung	Jahr 1905		Jahr 1912		Jahr 1920	
	Anzahl der		Anzahl der		Anzahl der	
	Betriebe	Beschäftigt.	Betriebe	Beschäftigt.	Betriebe	Beschäftigt.
Steine und Erden	1	26	2	40	2	38
Eisen- und Metallerzeugung und Verarbeitung	4	255	5	350	7	329
Verarb. Gewerbe ohne Pos. 2)	10	368	10	382	9	343
Bau und Ausbau- und Bauhilfsgewerbe	1	11	4	57	1	22
Insgesamt	16	660	21	829	19	732

Die Erhöhung der Beschäftigtenzahlen von 1905 bis zum Jahre 1912 ist vor allem der metallverarbeitenden Industrie zuzuerkennen, während das andere verarbeitende Gewerbe nur einen geringen Anteil an diesem Mehr aufzuweisen hat. Die einschneidenden Beschränkungen des 1. Weltkrieges bekunden sich sehr ausdrucksvoll in einem Rückgang der Betriebe, wie auch der Beschäftigtenzahlen. Das Absinken der Beschäftigtenzahlen um 12 v. H. ist für die gesamte Erwerbstätigkeit bedeutsam, vor allem für das Baugewerbe, das von der überschüssigen Kaufkraft sehr abhängig ist. Es würde zu weit führen, an Hand von vorliegendem Zahlenmaterial die einzelnen Wirt-

schaftsabteilungen noch näher zu beleuchten. Bezeichnend für die Nachkriegszeit ist jedoch, daß vierlei Versuche gemacht wurden, die bestehenden Arbeitsreserven zu nutzen. Die Gründung einer Harmonikafabrik (*Matthias Hohner K.G.*, Trossingen) jedoch blieb nur eine Nachkriegerscheinung. Sie wurde bald nach Entstehung wieder aufgelöst. Mechanikerwerkstätten schossen aus dem Boden, hatten jedoch bis auf eine, *Johann Jost*, nur eine kurze Existenz.

Mit der Inflation der Jahre 1921–23 erreichte die allgemeine wirtschaftliche Unsicherheit ihren Höhepunkt. Die schleppende Entwicklung der Wirtschaft Bretzens zeigt

sich jedoch schon darin, daß die 13 Fabriken mit mehr als 20 Arbeitern des Jahres 1920 im Jahre 1925 zwar auf 16 Betriebe angewachsen waren, die Beschäftigtenzahlen jedoch von 654 auf 514, also um 21,4 v. H., sanken.

Allmählich trat aber eine Stabilisierung der Verhältnisse ein und schon im Jahre 1926 konnte von schönen Erfolgen der Brettener Wirtschaft berichtet werden. Durch die Erschließung des Industriegeländes westlich der Pforzheimer Straße waren wesentliche Voraussetzungen für den Auf- und Ausbau verschiedener Werke geschaffen worden.

Die Firma Josef Mellert eroberte sich mit der Bleispitzerherstellung den ersten Platz vor ihrer oberbadischen Konkurrenz. Auch die Metallwarenfabrik Beuttenmüller nahm mit der Herstellung von Laternen und Feuerwehrgeräten lebhaften Anteil an dem Wiederaufstieg. Tisch- und Säulenbohrmaschinen fertigte die Maschinenfabrik *Gillardon & Gai*. Zur größten Spezialfabrik Badens für den Bau von Kältemaschinen und Kühlapparaten entwickelte sich die Kühlerfabrik W. Schmidt, mit einer regen Absatztätigkeit im In- und Ausland. Das für Eisenarmaturen für den Kachelofenbau bekannte Unternehmen *M. A. Lämle AG. (MALAG)* widmete sich in steigendem Maße dem Herd- und Ofenbau, wobei es bald unter die 16 Fabriken des Landes Baden mit mehr als 100 Arbeitern sich einreihen konnte.

In der chemischen Industrie hatte sich ein Unternehmen emporgearbeitet, das pyrotechnische Artikel (Knallkorken, Feuerwerkskörper) herstellte, unter dem Namen „*Haberer, Pfeiffer & Cie.*“ firmierend und später in Personalunion mit der anfangs der 20er Jahre gegründeten Presskorkenfabrik *Carl Glöckler*, gelangend.

Die Etuisfabriken Badens umfaßten 552 Arbeiter in 10 größeren Unternehmen mit mehr als 20 Arbeitern. Die Brettener Filiale der Firma Ernst Keller beschäftigte nahezu 100 Arbeiterinnen. Diese Industrie sah sich gegenüber dem Jahre 1920 endlich in einem konjunkturellen Aufschwung, was dem Unternehmen eine Jahresproduktion von über

1 Million Etuis erlaubte. Neben der Firma *Gebr. Harsch*, die in Rietertal im nahen Württemberg eine Filiale unterhielt und eine Aufwärtsentwicklung zu verzeichnen hatte trotz Umstellung ihrer Produktion, stellten die Brettener Pinselfabriken in ihrer Branche die größten Unternehmen des Landes. Zu den größten Wäschereibetrieben für fremden Bedarf in den Wohlfahrtsanstalten des Landes gehörte die im Besitz der Inneren Mission Badens befindliche Wäscherei des *Mädchenheims* Bretten.

Der Produktionsbericht der Industrie für die Zeit zwischen 1925 – 1930 ist sehr vielfältig. Aber auch Handel und Kreditinstitute konnten endlich eine gewisse Belebung ihres Geschäftsverkehrs melden. Für den Einzelhandel war der immer noch anfallende Nachholbedarf die wesentliche Antriebskraft.

Die folgenden Jahre ließen eine rege Bautätigkeit entstehen, die maßgeblich von dem Bestreben getragen war, erarbeitete Gewinne baldmöglichst anzulegen und somit sicherzustellen, da es sich erneut bestätigte, daß die sichersten Werte in Immobilien lagen. Allen freien Unternehmen ging hier die Stadtverwaltung voran. Zum Teil war man allerdings auch bestrebt durch Erweiterung der Arbeitsräume bzw. durch Neueinstellung von Arbeitskräften die stark eingeschränkten Erwerbsmöglichkeiten für die Bevölkerung in den Nachkriegsjahren zu verbessern.

Die bemerkenswerteste Neugründung jener Zeit war die Gießerei *Josef Dehm*, die im Februar 1930 erstmals flüssiges Eisen in Bretten verarbeitete.

Der Aufschwung, in dem sich die Wirtschaft allgemein Ende der 20-er Jahre befand, wurde bald zunichte gemacht durch die schwelenden Anzeichen einer weltwirtschaftlichen Krise. Die bekannten Verbote: Finanzierungs- und Kreditschwierigkeiten auf dem Geldmarkt, Stagnation der Produktion; die Investitionsgütererzeugung tritt den Rückzug an. Durch eine Reihe von ausländischen Anleihen wurde die Ausfuhr

zwar noch künstlich aufrecht erhalten. Die Kündigung der Anleihen im Jahre 1931 beschwor jedoch eine schwere Depression herauf. Dies war die allgemeine Wirtschaftslage Deutschlands. Auf die Brettener Wirtschaft wirkte sie ebenso katastrophal. Während zwei Unternehmen überhaupt liquidieren mußten, erlahmte die Produktion der anderen und erreichte einen äußerst gefährlichen Tiefstand, der zu Massenentlassungen von Arbeitskräften führte. Nur wenige Betriebe verfügten noch über ausreichende Aufträge oder waren in der glücklichen Lage, mit vorhandenen Kapitalreserven in die Läger zu produzieren und den Facharbeiterstamm zu erhalten. Der Handel litt unter diesen Bedingungen ebenso sehr wie die Industrie. Die Haushaltsrechnungen der Stadt Bretten dieser Krisenjahre zeigen deutlich, welche Anstrengungen gemacht werden mußten, um das Heer der Arbeitslosen zu unterstützen.

Diese Krise war von nicht kurzer Dauer! Selbst als die allgemeine Wirtschaftslage wieder eine gewisse Belebung durch staatliche Maßnahmen erfahren hatte, bedurfte es für manche Unternehmen Brettens besonderer Anstrengungen, um die Produktion wieder anzukurbeln. Mit dem Jahre 1934 vollzog sich eine Wendung zu einem allmählichen Aufschwung, an dem bald alle Betriebe voll teilnehmen konnten. Mit der wachsenden Höhe der Einkommen kehrte allmählich die Entschlußfreudigkeit des Käuferpublikums zurück, über die Verbrauchsgüter hinaus, Waren des täglichen Gebrauchs zu kaufen. Die Basen der Herdindustrie waren damit wieder erschlossen. Auch für die anderen Industrien und besonders für den Einzelhandel standen die Erwerbsmöglichkeiten bald wieder weit offen.

Die politische Entwicklung brachte es mit sich, daß auch die Wirtschaft und vor allem die Industrie zur Erreichung der politischen Ziele herangezogen wurde. Die Aufrüstung forderte Veränderungen im Produktionsprogramm und später schließlich die Erweiterung der Produktionsstätten.

Die Statistik der gewerblichen Betriebe zeigt zu Beginn des Jahres 1937 (Erfassungstermin: 11. 3. 1937) zwanzig Betriebe mit mehr als 10 Beschäftigten, in denen 296 Personen Arbeit fanden. Wenn auch für die Zeit kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges im Jahre 1939 keine Zahlenunterlagen aus Geheimhaltungsgründen vorliegen, so kann doch die Gesamtzahl der in Brettens Wirtschaft Beschäftigten mit 2000 Personen angegeben werden. Interessant dürfte allerdings auch die Feststellung sein, daß die Steigerung der Beschäftigtenzahlen vom Jahre 1920 zum Jahre 1937 nur 26,7 v. H. betragen hat.

Während der Kriegsjahre erhöhte sich der Beschäftigtenstrom der Industrie in bisher nicht gekanntem Maße. Die rekrutierten männlichen Jahrgänge wurden durch ausländische Zivilarbeiter ersetzt. Fast die gesamte Produktion wurde auf die militärischen potentiellen Notwendigkeiten ausgerichtet. Viele Handwerksbetriebe gingen entweder personell in die Industrie ein oder wurden geschlossen. Eine strenge Rationierung und Kontingentierung aller lebens- und kriegswichtigen Güter schränkte die freie Entschlußkraft und Verfügungsgewalt ein, vom Industriebetrieb über den Handwerker und Einzelhändler bis in jedes Haus.

Infolge ungenügender Ausdehnungsmöglichkeiten in Bretten erstellte die Firma Josef Dehm in Rinklingen eine neuzeitliche Gießerei mit mehrfach erhöhter Kapazität, die im August 1940 in Betrieb genommen wurde.

Die Zuweisung von Rüstungsaufträgen brachte andererseits auch eine gewisse Ausweitung der industriellen Produktion durch neue Materialien und Fertigungsmethoden. Die Erzeugnisse wurden meist an Ort und Stelle von sog. Übernahmbeamten geprüft und dem Bestimmungsort zugeleitet.

Die zunehmenden Luftangriffe gegen Ende des zweiten Weltkrieges gefährdeten die Produktionsstätten außerordentlich. Eine Reihe von Betrieben erfuhr schließlich Fliegerinwirkung und erlitt beträchtliche Sachschäden, die es nach dem Zusammenbruch des Jahres 1945 zu beseitigen galt. Die fran-

zösische Besatzungsmacht tat noch ein übriges, um die Rohstoff- und Fertigwarenlager auszuräumen und diese zusammen mit für die Produktion notwendigen Werkzeugen als Requisitionsgut zu entfernen. Diese Beschlagnahmen machten selbst vor den Lägern des Einzelhandels nicht halt.

Bewundernswert ist die Tatsache, daß sich die Industrie sehr rasch wieder zu einer Produktionstätigkeit aufraffen konnte, als sich der Großteil der Arbeiterschaft nach ihrer Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft oder Internierung wieder in den Arbeitsstätten einfand, nachdem die während des Krieges eingesetzten Fremdarbeiter in ihre Heimat zurückgekehrt waren.

Der Zustrom der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen aus den Ostgebieten verlangte jedoch umgehend die Schaffung von neuen Arbeitsplätzen. Die Stadtverwaltung bemühte sich durch Bereitstellung von Baugrund, eine Ausweitung der Industrietätigkeit zu fördern. Eine Verdichtung der Industrie konnte durch Ansiedlung einiger Unternehmen bewirkt werden, vor allem durch ein Werk der medizinisch-technischen Industrie, Hochwahr u. Co., eine Gesellschaft für Fahrzeugbeleuchtung, Fabeg G.m.b.H., zwei Unternehmen der Bekleidungsindustrie, Friedrich Wald und Heinrich Walter. Daneben sind noch eine Reihe kleinerer Unternehmen entstanden, ebenso Einzelhandelbetriebe, die meist durch Heimatvertriebene eröffnet wurden.

Die Produktionstätigkeit der Brettener Industrie bis zum Jahre 1948 war meist dahin gerichtet, mit den vorhandenen Mitteln die materiellen Schäden zu beseitigen und nach einer zwingend erwarteten Währungsstabilisierung mit gezielter Produktion zu beginnen. Die Währungsreform des Jahres 1948 brachte den Startschuß! Anfängliche Schwierigkeiten, entstanden durch die mangelhafte Ausstattung der Unternehmen mit neuen Geldmitteln und ruinöser Kapitalmarktverhältnisse, galt es zunächst zu überwinden, bis dann im Jahre 1949 nach beginnender Aufhebung der Kontingentierung von Waren und Rohstoffen eine fast uneinge-

schränkte Produktion unter den gegebenen technischen Möglichkeiten sich auszuweiten begann.

Am 1. 1. 1949 meldet Bretten bereits 29 Industriebetriebe mit mehr als 10 Beschäftigten, in denen zusammen 1948 Personen arbeiteten. Am 13. 9. 1950, dem Zeitpunkt der Arbeitsstättenzählung, wurden in Bretten schon insgesamt 4538 Arbeitnehmer registriert, was einer Erhöhung der Beschäftigtenziffer gegenüber 1939 um 150 v. H. entspricht. Von diesen Arbeitnehmern pendelten 1854 in täglicher Wanderung nach Bretten. Mitte Februar 1952 erhöhte sich diese Zahl geringfügig auf 1926 Einpendler. Wieder einmal brauten sich im Weltgeschehen dunkle Wolken zusammen, die schließlich zu einer kriegerischen Auseinandersetzung im zweigeteilten Korea führten. Plötzlich einsetzende Verknappung von Waren auf den internationalen Rohstoffmärkten hatte eine schwere wirtschaftliche Krise zur Folge. Kreditrestriktionen und andere indirekte Lenkungsmittel verursachten daneben noch umfassende Beschränkungen der wirtschaftlichen Freiheit. Entlassungen von Arbeitskräften führten in der Brettener Wirtschaft zu beunruhigenden Störungen. Sie gingen aber vorüber. Die politischen Wirren gelangten allmählich zu einer teilweisen Befriedung und als deren Folge setzte auch wieder eine optimistische Produktionstätigkeit ein. Die Wirtschaft kam wieder in die Sphäre des Aufschwungs. Dieser erreichte schließlich im Jahre 1951 einen neuen Höhepunkt.

Es zeigte sich in der Folgezeit immer mehr, daß die Wirtschaft der Stadt Bretten sich zu einem selbständigen Konzentrationspunkt aufstrebender Wirtschaftsinteressen entwickelte. Die Abhängigkeit der Industrie war nicht mehr gegeben, da die Industrieunternehmen für Rohstoffeinkäufe sich nicht mehr des Handels bedienten, sondern ihren Großbedarf größtenteils aus den Erzeugergebieten bezogen. Durch die Anerkennung des Wirtschaftsraumes Bretten in der Verwaltung wurden Zugeständnisse erreicht, die sich in der Unterstützung bei der Schaf-

fung neuer Arbeitsplätze, Erleichterungen in der Aufnahme größerer Investitionskredite, dem Ausbau des Straßennetzes und auf vielen anderen Gebieten wirtschaftsfördernd auswirkten. Die Großunternehmen der Herdbranche schufen eigene Fuhrparks, um, soweit sie nicht außerdem das einheimische Transportgewerbe befruchteten, ihre Lager in der Bundesrepublik selbst schnell und sicher zu beliefern.

Die Beschäftigtenzahlen der Brettener Industriebetriebe erhöhten sich laufend, die dominierende Metallindustrie zählte im Jahre 1953 2690 Beschäftigte in 38 Betrieben, worunter auch sog. Einmannbetriebe zu finden sind. Neben den Großbetrieben verzeichneten fünf Betriebe eine Arbeitnehmerzahl von 758 Personen in der Größenklasse 100-199. Zwei Betriebe erreichten eine Beschäftigtenzahl von 189 Personen. Etwa 91 v. H. der Beschäftigten der Metallindustrie verteilten sich auf 7 Betriebe. Im Jahre 1950 hatte dieser Anteil nur 84,6 v. H. betragen. Aber diese Entwicklung stand nicht still, wie die beigefügte Übersicht zeigt (1900 - 1956). Während die Herdindustrie anfänglich geringe Beschäftigtenzahlen aufzuweisen hatte, überflügelte sie nach dem zweiten Weltkriege die übrige Metallindustrie in steigendem Maße. Der Nachholbedarf weiter Kreise der Bevölkerung erlaubte den Herdindustrieunternehmen eine umfassende Produktionstätigkeit mit größtmöglicher Ausweitung. Die Verbesserung und Vergrößerung des Maschinenparks gestatteten einen enormen Produktionsumfang. So entwickelte sich das Neff'sche Unternehmen, das noch im Jahre 1939 nur 40 Arbeiter beschäftigte, zu einem Großunternehmen, das im Rahmen der westdeutschen Herdindustrie eine bedeutende Stellung einnimmt.

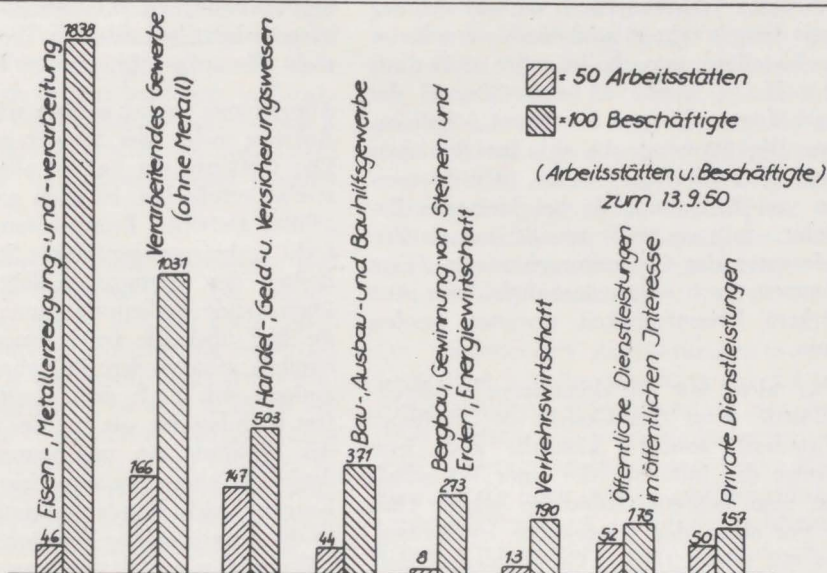
Die Malag-Werke haben sich nicht minder an dieser Gesamtentwicklung beteiligt und ihre Produktionsstätten besonders durch eine moderne Gießerei erweitert.

An dritter Stelle ist noch das jüngere und auch kleinere Unternehmen der Herdindustrie, K. W. & A. Muckenfuß, zu erwähnen, das durch strukturelle Veränderungen und

dadurch notwendig gewordene Umstellungen in der Produktion dem sprunghaften konjunkturellen Aufstieg der beiden anderen Werke sich nicht in gleichen Maße anschließen konnte. Als Ausgleich für die aufgebene Ofenfabrikation hat es dem Fertigungsbetrieb eine Ofen-Großhandlung angegliedert.

Alle Werke der Brettener Herdindustrie führen in ihren Produktionsprogrammen Kohlen-, Gas- und Elektroherde für Haushalte, Wirtschafts- und Hotelbetriebe. Auch die Herstellung von Groß-Küchenanlagen werden mit bestem Erfolg durch die beiden größeren Firmen betrieben. Die Neff-Werke haben neuerdings auch die Produktion von Kühlschränken und Waschmaschinen aufgenommen. Das Unternehmen C. Neff GmbH. besteht aus 4 Werken, wovon sich zwei in Bretten, ein Gießereibetrieb im nahen Rinklingen, ein weiteres Werk in Bruchsal befinden. Die Malag-Werke traten im Jahre 1954 mit einem Zweigwerk in Münzesheim (Landkreis Bruchsal) in Erscheinung. Vor allem den beiden großen Firmen war es eine besondere Notwendigkeit neben einem umfangreichen Inlandsabsatz auch Export mit ihren Erzeugnissen zu treiben, da sich in vermehrtem Umfange Sättigungstendenzen des deutschen Marktes bemerkbar machten.

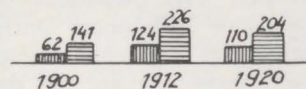
Gegenüber der massierten Herdindustrie tritt die übrige Metallindustrie etwas zurück. Die Vielfalt der Produktion ist jedoch für die Stabilität der Brettener Wirtschaft ebenso von Wichtigkeit. Es sind immerhin vier Unternehmen mit mehr als 100 Arbeitnehmern hervorzuheben, nämlich die Firmen Josef Mellert und Hermann Mellert, das Beutenmüllersche Unternehmen und die Kühlerfabrik W. Schmidt. Die Firma Josef Mellert zählt seit Ende der 20er Jahre mit einem Teil ihrer Produktion nicht mehr zur eigentlichen Metallindustrie. Da sie ursprünglich ein rein metallverarbeitender Betrieb war und erst allmählich auch auf Preßstoff- und Kunstharzerzeugnisse, meist der Radiobranche, übergang, wurde sie hier zu der Ausgangsindustrie hinzugezählt.



Brettens Wirtschaft in Abteilungen

Brettens Metallindustrie

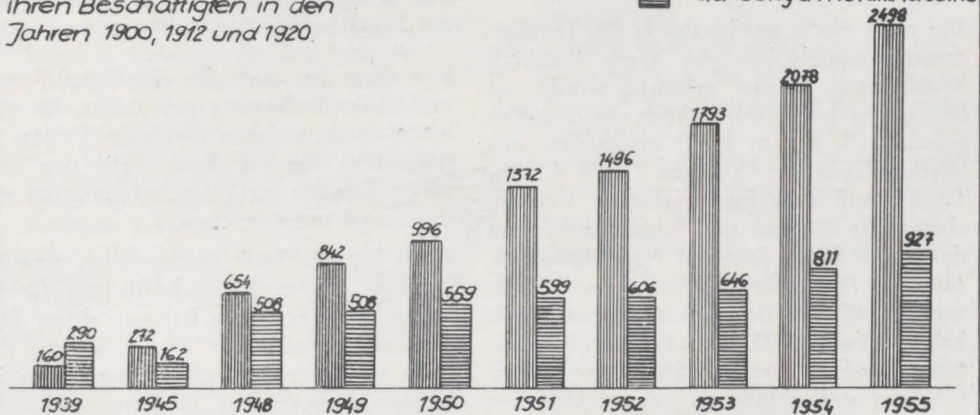
nach Beschäftigten
(Betriebe mit über 100 Beschäftigten)



Die gleichen Unternehmen nach ihren Beschäftigten in den Jahren 1900, 1912 und 1920.

Je 100 Beschäftigte

= der Ofen u. Herdindustrie
 = der übrigen Metallindustrie



Mit diesen 7 Unternehmen schließt sich der Kreis der mittleren u. größeren Unternehmen der Metallindustrie, die im Jahre 1950 noch 34 v. H., im Jahre 1953 bereits 50 v. H. der Beschäftigten Brettens überhaupt Arbeit gaben. Die Streuung, die sich bei Betrieben unter 50 Beschäftigten zeigte, ist nicht minder von Bedeutung, da bei kleineren Betrieben, falls sie nicht unmittelbar als Zulieferanten der Großunternehmen in Frage kommen, nach allgemeiner Erfahrung eine stärkere Krisenfestigkeit erwartet werden kann.

Aber nicht nur die dominierende Metallindustrie prägt das Gesicht der Brettener Wirtschaft, sondern vielmehr auch jene Zweige der Industrie, die einer Wirtschaft erst eine breitere Grundlage geben. Hier ist vor allem das Baugewerbe zu nennen, das mit seinen beiden Großfirmen *Rudolf Harsch* und *Jakob Metz* für viele Industrie- und Wohnungsbauten in Bretten verantwortlich zeichnet und über die Landesgrenzen hinaus bekannt ist (Straßen- und Tunnelbau). Der Firma Harsch gehört außerdem das bedeutende Steinzeugwerk in Diebelsheim. Der vor allem durch öffentliche Förderungsmaßnahmen außerordentlich begünstigte Wohnungsbau ließ jedoch auch kleinere Bauunternehmungen und Handwerksbetriebe einen bedeutenden Anteil an den Produktionsleistungen dieser Industrie erringen.

Die neue Note, welche durch die Textilindustrie, vornehmlich das Werk *Friedrich Wald*, nach Bretten gebracht wurde, ist bereits erwähnt worden. Auch die Brettener Schuhfabrik *Oskar Kinz*, entstanden aus Werksanlagen der früheren Firma G. Ph. Groll, muß hier hervorgehoben werden, ebenso die Bürsten- und Pinsel Fabriken, zu denen die Firma *Sauter & Neff* hinzukam. Mit den Preßkorkenfabriken, einer Zündwarenfabrik, der Bohrmaschinenfabrik Wilhelm Gillardon II, der Fahrzeugbeleuchtungs G.m.b.H., Fenster-, Stuhl- und Möbelfabriken und zahlreichen anderen kleineren Fertigungsbetrieben, Druckereien, usw. weitet sich das Bild der Brettener Industrie und leitet über zu den zahlreichen traditionellen

und neuzeitlichen Handwerks- und Dienstleistungsbetrieben, die in diesem Rahmen nicht alle aufgeführt werden können.

Alle nahmen an dem großen, wirtschaftlichen Aufstieg mehr oder minder großen Anteil. Der Auftrieb, der nahezu alle Wirtschaftszweige erfaßt hat, ist auch am Handel als Mittler zwischen Produzenten und Käufer nicht vorbeigegangen. Diese Sparte hatte im Bretten der vergangenen Jahrzehnte keine überragende Bedeutung, zum Teil verfügte sie nur über die im Rahmen des Kleinhandels zustehenden Erwerbsquellen. Dies änderte sich nach dem zweiten Weltkrieg fast grundlegend, als mit der Stabilisierung der Währung ein ungeheurer Nachholbedarf an Gebrauchsgütern des täglichen Lebens und nicht minder steigende Ansprüche in der Lebenshaltung der einheimischen Bevölkerung, wie auch des Einzugsgebietes der Brettener Wirtschaft dem Einzelhandel ungeahnte Möglichkeiten boten. Statistische Unterlagen, die allerdings kaum zu erhalten sein dürften, könnten hier schließlich nur noch belegen, daß der Handel diese Zeichen erkannt hat. Die Einzelhandelsgeschäfte werden häufig in Verbindung mit Handwerksbetrieben und Reparaturwerkstätten betrieben. Eine Fülle neuer Einrichtungen und modernste Werbemittel zeigen hier eine neue Entwicklung an, die dazu führen wird, daß das Bretten der Zukunft zum Einkaufszentrum der Bevölkerung seines Wirtschaftsraumes heranwachsen wird.

Vor allem hat auch der *Großhandel* mehr und mehr Bedeutung gewonnen. Er wird heute durch mehrere namhafte Firmen repräsentiert, die auf diese Weise den Charakter Brettens als Wirtschaftszentrum eindrucksvoll unterstreichen.

Noch hat die Stadt Bretten auch eine Bedeutung auf agrarwirtschaftlichem Gebiet. Wenn diese Frage im Rahmen dieser Darstellung vernachlässigt wurde, so nur deshalb, weil eine Behandlung zusammen mit privatwirtschaftlichen Problemen keinerlei Beziehungen aufweisen kann. Es soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß im Raume Bretten umfangreicher Tabak-, Zuckerrüben-

und Zichorienanbau betrieben wird, dessen Anfänge zum Teil in das 19. Jh. zurückgreifen. Die Verarbeitung wird nur im Falle der Zichorie in Bretten betrieben, und zwar in der Darre der heutigen Firma Franck & Kathreiner, Ludwigsburg, die im Zusammenhang mit der Industrieansiedlung genannt wurde. –

Die Stadt Bretten ist durch die enorme Entwicklung ihrer Wirtschaft in den vergangenen hundert Jahren und vor allem durch den konjunkturellen Aufschwung des letzten Jahrzehnts aus der Anonymität der Kleinstädte herausgetreten. Es wird auch in der Zukunft eine wesentliche Aufgabe ihrer Verwaltungsorgane sein, nicht nur aus finanzwirtschaftlichen Erwägungen der Wirtschaft ihre Förderung angedeihen zu lassen, da nur aus dieser Zusammenarbeit die Sicherung der Erwerbsmöglichkeiten und der Wohlstand ihrer Einwohnerschaft gewährleistet werden kann. Die Leistungen, die

von seiten der Stadtgemeinde nach dem zweiten Weltkriege vollbracht wurden, sind vorbildlich. Der Bau des neuen Gaswerks, die Erschließung von weiterem Industriegelände, sind nur wenige Ausschnitte aus dem Programm ihrer Wirtschaftsförderung, das von den Bemühungen um eine Industrieansiedlung über die Beschaffung von Wohnraum bis zur Förderung des Hotel- und Gaststättengewerbes durch Fremdenverkehrswerbung reicht.

Die vorstehenden Ausführungen in ihrer Gesamtheit konnten allerdings nur die rein wirtschaftlichen Wandlungen in der Brettener Wirtschaft von der Vergangenheit bis zur Gegenwart berücksichtigen. Offen bleibt hingegen die Frage, welche gesellschaftlichen Umschichtungen im Laufe der Jahrzehnte diese wirtschaftlichen Tatsachen mit sich im Gefolge hatten. Sie müßte Gegenstand einer besonderen Untersuchung werden.

Literaturhinweise:

I. Werke und Schriften:

- Bauer, Th.: in Karlsruhe, Wirtschaft am Oberrhein, Festschrift zum 140jährigen Bestehen der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe, 1953.
- Ergelet, Karl Friedrich: Der Amtsbezirk Bretten. Unveröffentlichtes Manuskript des Brettener Amtsarztes aus dem Jahre 1857.
- Groll, Rudolf: Das Handwerk im alten Bretteneim, in: Brettener Nachrichten 1953, verschiedene Aufsätze.
- Kaiser, Wilhelm: Die Anfänge der fabrikmäßig organisierten Industrie in Baden, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Karlsruhe 1933.
- Meidinger, Hch.: Die Entwicklung der Großindustrie des Großherzogtums Baden, in: Badische Gewerbezeitung, Karlsruhe 1896.
- Merian, Matth.: Topographie der Rheinpfalz, 1645.
- Otto, Eduard: Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung, Göttingen 1952.
- Withum, Fr.: Bretten, Erinnerungsblätter aus 2000 Jahren; Bretten 1902.

II. Statistisches Material:

- Adreßbuch der Stadt Bretten, 1950, 1956.
- Badische Gemeindestatistik 1925, Bad. Stat. Landesamt Karlsruhe, 1927.
- Gemeinde- und Kreisstatistik Baden-Württemberg 1950, Teil II/Reg. Bezirk Nordbaden, Stuttgart 1952.
- Die Industrie in Baden, Bad. Statist. Landesamt Karlsruhe, Karlsruhe 1926
- Die Industrie im Landesbezirk Baden, Statist. Landesamt Karlsruhe, Karlsruhe 1949
- Statistische Erhebungsbogen des Statist. Landesamtes Baden-Württemberg zur Arbeitsstättenzählung 1950.
- Statistische Monatshefte Württemberg-Baden bzw. Baden-Württemberg.



Die Flurnamen und ihre Bedeutung für die Heimatgeschichte

von Willy Bickel

Es ist auch in unserer modernen, hastenden Zeit immer wieder von eigenartigem Reiz, bei einem Gang über die Felder und Wiesen oder durch die Wälder der Heimat um die eigentümlichen Namen von Bergen, Tälern und ihrer Gewanne zu wissen und deren Bedeutung nachzuspüren. Denn so viel ist auch demjenigen, der mit Land- oder Forstwirtschaft nichts zu tun hat, klar, daß Acker nicht gleich Acker und Wiese nicht gleich Wiese ist, so weing, wie Laub- oder Nadelwälder sich gleichen. Und so, wie es jedermann einleuchtet, warum die Grundstücke am Stadtrand oder in Stadtnähe von jeher begehrter sind, als die entlegenen, daß sich die Gewanne an ebenen oder flachen Plätzen leichter und sicherer befahren lassen, als solche an steilen Hängen, oder daß ein reiner, mehligter Boden bequemer zu bearbeiten ist als ein steiniger und wie jeder weiß, daß man leichte und schwere, fette und magere, trockene und nasse Böden unterscheidet und daß es lange, breite, spitz- und stumpfwinklige Parzellen gibt, ja, wie sich eine Wiese im Talgrund von einer Bergwiese unterscheidet, so haben auch die Generationen vor uns den Gewannen je nach Lage, Form oder Bodenbeschaffenheit Namen beigelegt, die sie heute noch tragen. Daneben gibt es noch viele andere Umstände, die für die Flurnamengebung maßgebend waren. Man denke nur an die Bebauung in früherer Zeit, an die Nähe von Einzelhöfen, Scheunen, Kirchen, Kapellen, Burgen und Schlössern, an die Umgebung von Quellen, Brunnenstuben, an Fluren, die an bedeutende Wege grenzen, an die vorzugsweise Bepflanzung oder an besondere historische Ereignisse, die sich in der Nähe abgespielt haben.

Man darf sich den Vorgang der Namensgebung natürlich nicht als einmaligen Taufakt

vorstellen, bei dem nun mit Wirkung für alle Zeiten bestimmt worden ist, daß ein Gewann diesen oder jenen Namen zu tragen habe. An der Benennung unserer Fluren und Wälder haben vielmehr fast alle Generationen vor uns, soweit sie uns die Geschichte offenbart, Anteil. Je nachdem, wie sich im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte das Gemarkungsbild geändert hat, wie etwa Waldteile gerodet, neue Wege angelegt oder die ursprünglich größeren Gewanne unterteilt wurden, mußten auch neue Namen gefunden werden. Auf diese Weise sind in den auf uns überkommenen Flurnamen Sprachreste verschiedener Epochen und Völkerschaften enthalten. Man muß sich allerdings davor hüten, Namen, die sich heute nicht ohne weiteres erklären lassen, unbedingt aus der römischen, keltischen oder anderen alten Sprachen deuten zu wollen. Solche Notwendigkeiten bestehen allenfalls bei bedeutenden geographischen Bezeichnungen, etwa bei den Namen bedeutender Flüsse, bei charakteristischen Gebirgen oder Höhen oder vielleicht bei Plätzen mit kultischer Bedeutung, bei größeren Quellen usw. Die Einteilung unserer Gemarkungen in Gewanne ist eine typisch germanische Eigenart, in unserer Gegend also allemannisch-fränkischen Ursprungs. Soweit unsere Flurnamen also wirklich sehr alt sind, mögen sie in die Zeit der germanischen Landnahme zurückreichen. Die meisten sind jedoch wesentlich jüngeren Ursprungs.

Es wäre indessen falsch, das Alter der Flurnamen mit dem Zeitpunkt der erstmaligen urkundlichen Erwähnung gleichsetzen zu wollen. Genau, wie ein z. B. im 14. Jahrhundert erstmals nachgewiesener Ort um mehrere Jahrhunderte älter sein kann, werden Flurnamen im Zeitpunkt ihres erstmaligen ur-

kundlichen Auftretens Jahrzehnte oder Jahrhunderte vorher schon üblich gewesen sein. Die Tatsache, daß in den Schenkungsurkunden des Klosters Lorsch und anderer Klöster, die früher im Kraichgau über reichen Grundbesitz verfügten, im 8. und 9. Jahrhundert Flurnamen nur ganz vereinzelt enthalten sind und im allgemeinen nur von der Übergabe gewisser Huben Äcker oder Wiesen usw. der mit Namen erwähnten Schenker die Rede ist, kann nicht als Beweis dafür angesehen werden, daß zu Zeiten der Karolinger fast noch keine Flurnamen üblich gewesen wären. Auch in den Urkunden aus dem 13. – 15. Jahrhundert finden sich Flurnamen nur in beschränkter Zahl. Erst in den „Berainen“ und „Renovationen“ aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind neben den Namen der Besitzer regelmäßig auch die Flurnamen der Grundstücke angegeben, die zins- oder zehntpflichtig waren. Von da an bilden Kompetenz- Zins- und Unterpfandsbücher, Lagerbücher, Gemarkungspläne und neuerdings die Grundbücher, Katasterpläne und ihre Beilagen die wichtigsten Fundstellen für die Flurnamenforschung.

Bei vielen Flurnamen kann davon ausgegangen werden, daß sie auf älteren Überlieferungen beruhen. Je näher die geschichtlichen Vorgänge unserer Generation liegen und demgemäß durch eine größere Zahl von schriftlichen Nachweisen belegt sind, desto größer wird die Zahl der Flurnamen. Es steht auch fest, daß viele altüberlieferte Namen durch irgendwelche Umstände erst spät Eingang in Akten und Urkunden gefunden haben. Die Tradition ist, wie beim gesamten Namengut schlechthin, auch bei den Flurnamen ein bedeutender Faktor und es sind auch heute noch Namen in Gebrauch, teilweise nur in einzelnen Familien, die sich durch viele Generationen hindurch bis in unsere Tage erhalten haben, ohne in amtlichen Unterlagen zu erscheinen. Andere Flurnamen, die schon frühe in Urkunden erwähnt sind, sind inzwischen wieder ausgestorben.

Die Intensivierung der Landwirtschaft durch Aufhebung der Dreifelderwirtschaft und durch Feldbereinigungen und die damit in

Zusammenhang stehende Anlegung neuer Feldwege hat manche Flurbezeichnungen abgewandelt oder ihre Anwendung auf benachbartes Gelände verschoben und schließlich auch neue Namen hervorgebracht. Es besteht kein Zweifel, daß bei neu auftretenden Namen vorzugsweise auf mündlich überlieferte Namen zurückgegriffen wurde. Außerdem ist zu beachten, daß die Gewanne früher bedeutend größer waren, wie heute. Die fortschreitende Aufsplitterung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes durch die Realteilung hat sich auch auf die Gewanne ausgewirkt, deren Unterteilungen oft keine eigenen Namen erhielten, sondern einfach durch Hinzufügung von Umstandsangaben zu den alten Gewinn-Namen wie vordere, hintere, obere, untere, innere, äußere usw. gekennzeichnet wurden. Auf der Brettener Gemarkung ist diese Übung verhältnismäßig häufig anzutreffen.

Für die Beiträge unserer Generation zur Flurnamengebung sind hauptsächlich die Bauten von Straßen und Eisenbahnen, Brücken und Tunnels, Wohn- und Fabriksiedlungen, Sportplätzen und Schwimmbädern, anderwärts auch Truppenübungs- und Flugplätzen maßgebend.

Es hat verhältnismäßig lange gedauert, bis die in den Flurnamen enthaltenen Werte für die Wissenschaft, insbesondere für die Geschichte, Volkskunde und Sprachforschung, nutzbar gemacht worden sind. Zwar sind schon in früheren geschichtlichen Abhandlungen neben Ortsnamen auch andere geographische Bezeichnungen, besonders die Namen von Bergen, Tälern, Flüssen und Seen, enthalten und teilweise auch einzelne Flurnamen herausgestellt. Daß bei einer solchen Einzelwertung die daraus gezogenen Schlüsse oftmals fehl gingen, ist nicht verwunderlich. Zu einer zutreffenden Erklärung der Namen bedarf es eines umfassenden Überblicks über ihr Alter und die sprachliche Entwicklung im Zusammenhang mit der Bodenform und Besiedlung.

Mit der systematischen Erforschung und Auswertung der Flurnamen ist erst in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg begonnen

worden. Im Flurnamenausschuß des Landesvereins „Badische Heimat“ konnte die organisatorische Plattform für eine umfassende Bestandsaufnahme und wissenschaftliche Auswertung größeren Stils im Lande Baden geschaffen werden. In der Reihe „Badische Flurnamen“ die im Auftrag des Flurnamenausschusses von Professor Eugen Fehrle herausgegeben wurde, sind dann auch insgesamt 17 Veröffentlichungen über die Flurnamen badischer Orte mit geschichtlichen Abhandlungen erschienen, darunter als 5. Heft und erste Sammlung aus dem fränkisch besiedelten Teil Badens „Die Flurnamen von Rinklingen“, 1934 (Anm. 1). Ihr folgten aus der weiteren Umgebung oder überhaupt aus Nordbaden 1937 die Flurnamen von Bruchsal, 1938 von Neckarelz, 1939 Malschenberg bei Wiesloch, 1940 Heidelberg und 1944 Handschuhheim bei Heidelberg. Durch den 2. Weltkrieg und die nach dem Zusammenbruch 1945 eingetretenen Veränderungen ist dieser verheißungsvolle Anfang zu einer Bestandsaufnahme und Nutzbarmachung der Flurnamen für die allgemeine Geschichts-, Sprach- und volkskundliche Forschung durch entsprechende Veröffentlichungen leider gestoppt worden. Gewisse Bestrebungen von anderer Seite haben bis jetzt keine nennenswerten Erfolge gezeigt.

Die Flurnamen der Gemarkung Bretten sind bisher in den bekannten geschichtlichen Abhandlungen jeweils nur am Rande behandelt worden. So haben beispielsweise Feigenbutz (Anm. 2) F. Withum (Anm. 3) Nikolaus Müller (Anm. 4) und Johannes Lilli (Anm. 5) in ihren Arbeiten auch einige wenige Flurnamen aufgeführt, die ihnen bemerkenswert erschienen. Lediglich W. G. Gaerttner hat sowohl die Straßennamen der Stadt Bretten näher untersucht (Anm. 6), als auch den Versuch einer volkstümlichen Erklärung der ihm zugänglichen ältesten Flurnamen Brettens (Anm. 7) unternommen und damit eine gewisse Grundlage und Anregung für weitere Forschungen geschaffen. Nach ihm war es Dr. Otto Beuttenmüller, der sich im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses und im Rahmen seiner stadt- und familiengeschichtlichen Forschungen um die Brettener Flur-

namen annahm und ihre systematische Sammlung in die Wege leitete. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Flurnamen ist in dem 1938 erschienenen Sonderdruck des Brettener Adreßbuches enthalten. Um die s. Zt. durch die Buchdruckerei Friedrich Seiz als Sonderdruck herausgebrachte, immerhin beachtenswerte Arbeit Gaerttners einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen, ist sie in der Monatsschrift der Ortsgruppe Bretten des Vereins „Badische Heimat“, „Der Pfeifferturm“, Nr. 3 ff 1949 nochmals – leider nicht vollständig – veröffentlicht worden.

Das Brettener Gemarkungsbild

Vor einer Betrachtung der einzelnen Flurnamen ist es zweckmäßig, sich zunächst das *Gemarkungsbild* in seiner Gesamtheit und seine hervorstechenden Besonderheiten vor Augen zu führen. Die Gemarkung Bretten hat in ihren großen Umrissen und ihrer ursprünglichen Gestalt gesehen die für den Kraichgau typische Form eines Rechtecks, dessen Längsachse von Nordosten nach Südwesten verläuft. Mit ihrer heutigen verminderten Gesamtbodenfläche von 2234 Hektar ist sie schon verhältnismäßig groß und hebt sich schon dadurch von den umliegenden Gemarkungen ab. Als für die Besiedlungsgeschichte besonders bedeutsam fallen die Wälder im Norden und Süden

- Anm. 1 Otto H. Bickel: Die Flurnamen von Rinklingen, Verlag Carl Winter, Heidelberg, 1934
- Anm. 2 Leopold Feigenbutz: Der Kraichgau und seine Orte, Bretten, 1878
Derselbe: Kurzer Abriss der Geschichte der Stadt Bretten, 1889
- Anm. 3 F. Withum: Bretten, Erinnerungsblätter aus 2000 Jahren, Bretten 1902
- Anm. 4 Nikolaus Müller: Georg Schwartzert, der Bruder Melanchthons und Schult- heiß zu Bretten, Leipzig 1908
- Anm. 5 J. Lilli: Heimatkunde für den Amtsbezirk Bretten, Bretten 1919
- Anm. 6 W. G. Gaerttner: Bilder aus der Geschichte der Stadt Bretten, Bretten 1917
- Anm. 7 Derselbe: Die Flurnamen Brettens, Bretten 1917

auf, die zwei breiten vom Stromberggebiet sich gen Westen erstreckenden stark zerklüfteten Waldstreifen angehören und so Knittlingen, Bretten, Rinklingen und Diedelsheim einsäumen. Die Gemarkungen dieser Orte sind, wie auch die von Bretten, im 8. Jahrhundert erstmals urkundlich bezeugt. Sie alle sind ohne Zweifel wesentlich älter. Aus der Tatsache der schon um diese Zeit bestehenden gegenseitigen Abmarkung geht hervor, daß der Besiedlungsvorgang damals im wesentlichen abgeschlossen war.

In einer späteren Siedlungsperiode sind in diese Wälder auf Brettener Gemarkung im Norden Gölshausen (Anm. 8) mit heute 407 ha Bodenfläche, im Süden Ruit (Anm. 9) mit 403 ha Bodenfläche und Sprantal (Anm. 10) mit heute 302 ha Bodenfläche geschlagen worden. Diese Orte sind also jüngere Tochtersiedlungen Brettens, deren Gemarkungen aus der Brettener Gemarkung herausgeschnitten worden sind. Weitere Absonderungen brachten die später wieder abgegangenen Weiler Weißhofen und Salzhofen mit sich. Die Gründung und Rechtsverhältnisse dieser Orte sind noch sehr in Dunkel gehüllt.

Weißhofen lag etwa an der Stelle des heutigen Stadtteils „Rehhütte“ und wird erstmals in einer Schenkungsurkunde aus dem Jahre 1207 erwähnt. Es war mehr eine Hof-siedlung inmitten der zugehörigen Felder gelegen. Immerhin ließen sich die Herrenalber Mönche, denen der Weiler gehörte, von den Grafen von Eberstein die gleichen Rechte für Weißhofen zusichern, wie sie den Bürgern der Stadt Bretten zustanden. Weißhofen hatte auch eine eigene Kirche, eine Mühle und einen besonderen Gottesacker, der im Jahre 1504 noch vorhanden war.

Salzhofen, von dem erstmals 1278 im Zusammenhang mit einer dort befindlichen Saline die Rede ist, besaß ebenfalls die wesentlichen Merkmale eines selbständigen Gemeinwesens. Seine Gründung mag mit der nahen Burg im „Burgwäldle“ in Verbindung stehen. Die später versiegte Solquelle könnte aber auch eine eigene Entwicklung begründet haben. Für die Bewohner Salzhofens

dürfte ebenfalls ein abgesonderter Teil der Brettener Feldmark zur Verfügung gestanden sein, wobei an das Gebiet des südlichen Rechbergs und der „Eng“ zu denken ist. Die St. Johannes-Kirche zu Salzhofen stand bis 1785 und der Friedhof diente bis in die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts den Sprantalern als Begräbnisplatz. Der Flurname „Totenbaum“ erinnert an diese Tatsache. In der Bergmühle haben wir die Mühle Salzhofens vor uns. Sie wird vom Abfluß des Enzbrunnens, jener sagenumwobenen starken Quelle am Fuße des Burgwäldchens, getrieben.

Als bemerkenswerte Siedlung einer späteren Zeit ist in diesem Zusammenhang auch der heutige Schwarzerd Hof als einer Rodung am Ostrande des Rüdtwaldes zu erwähnen. Er ist urkundlich erstmals um 1550 erwähnt und hieß früher Aicheleshof. An die frühere Waldbepflanzung erinnert auch der Flurname „Aichele“.

Aus diesen geschichtlichen Tatsachen ergibt sich, daß bei der Bearbeitung der Brettener Flurnamen auch die Namen der aus der Gemarkung Bretten herausgeschnittenen jüngeren Gemarkungen wenigstens vergleichsweise berücksichtigt werden müssen.

In und am Rande der erwähnten Waldgebiete befinden sich die *höchsten Erhebungen* der Brettener Gemarkung. Im Nordosten am Nordrand des Rüdtwaldes an der Gemarkungsgrenze gegen Flehingen bildet der Wintersberg mit 259 m zugleich die Wasserscheide gegen das Flußgebiet des Kraichbaches. Er findet im Lehrberg im Lehrwald mit 258,8 m im Nordwesten sein Gegenstück. In den südlichen Wäldern sind der Altenberg an der Gemarkungsgrenze gegen Ruit mit 273,6 m, das „Schänzle“ im „Großen Wald“ am Geländeabfall gegen das Dorf Sprantal mit 288,4 m und der „Kälberberg“ im „Langen Wald“ an der Gemarkungsgrenze gegen

Anm. 8 Gölshausen um 800–804 als Gertolfeshusen auf Gemarkung Bretten im Kraichgau erstmals erwähnt.

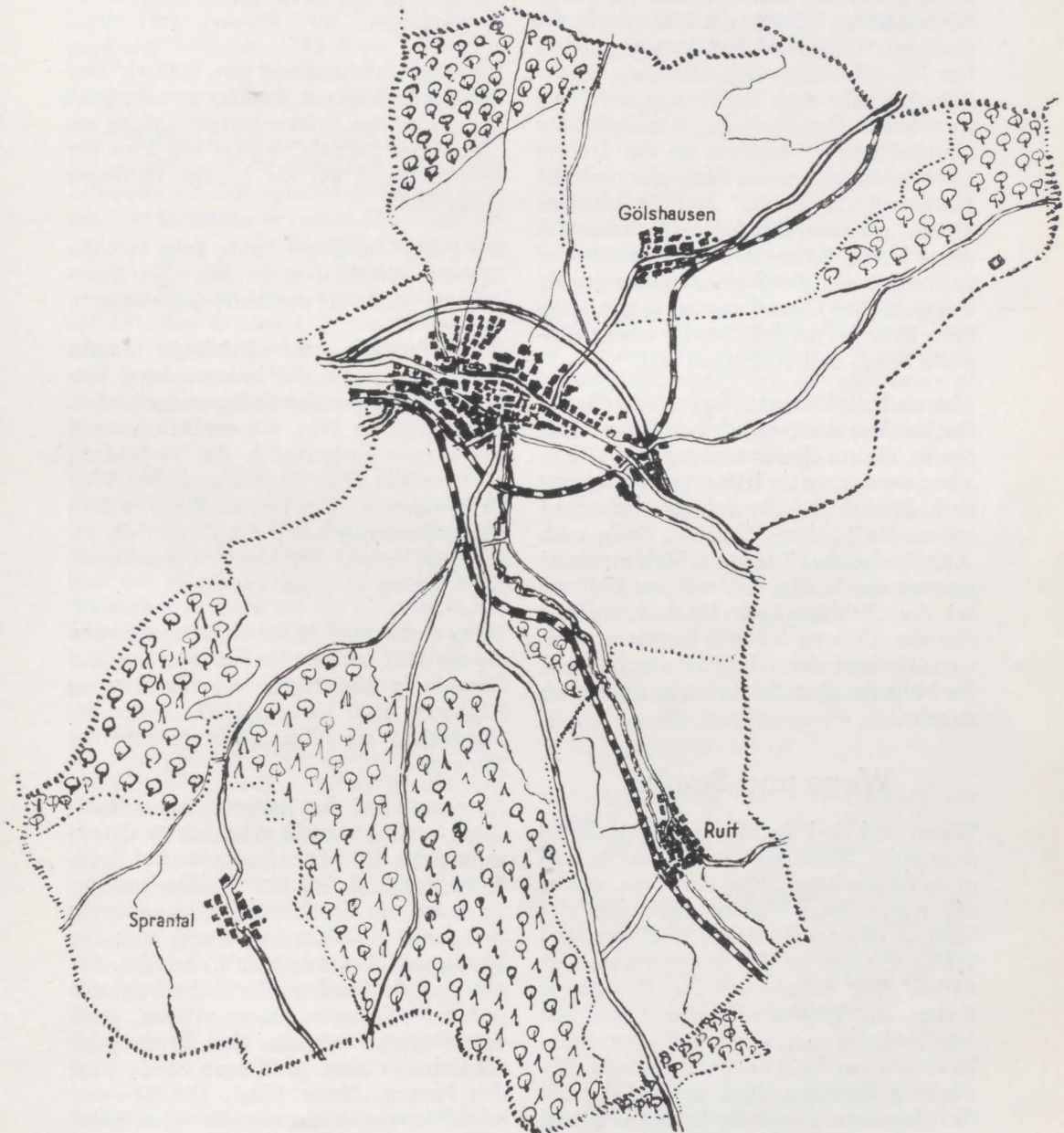
Anm. 9 Ruit erstmals 1244 Riuth, 1543 Reut und Ruedt genannt.

Anm. 10 Sprantal 1261 erstmals als Sprancdal nachgewiesen.

Übersichtsplan der Gemarkung Bretten

mit Gemarkungen Gölshausen, Ruit und Sprantal

Maßstab: 1:50000



Rinklingen mit 265,2 m die höchsten Punkte. Der Hohberg mit 245,4 m ist teilweise bewaldet.

Das Gemarkungsgebiet wird von jeher durch den *Saalbach und seine Quellbäche* aufgeteilt. Von Knittlingen her kommt in nordwestlicher Richtung die Weißbach, die der Siedlung Weißhofen den Namen gegeben hat. In nord-nordwestlicher Richtung eilt die Salzach (früher auch Kreßbach genannt) von Ruit herab der Stadt zu. Am Fuße des „Burgwäldchens“ berührte sie das frühere Dorf Salzhofen, an das heute nur noch die Flurnamen „St. Johann“ und „St. Johannes Kirche“ erinnern. Durch den Zusammenfluß dieser beiden Bäche in Bretten entsteht der Saalbach (meist die Saalbach genannt), der den westlichen Gemarkungsteil in allg. westlicher Richtung durchfließend in etwa gleichgroße Nord- und Südhälften teilt.

Aber auch die kleineren Wasserläufe, die den Quellbächen des Saalbaches zufließen, dürfen in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden, da sie früher und auch heute noch Einfluß auf die Feldbewirtschaftung haben. Da ist der Gölshauser Bach, auch „Quellbachgraben“ oder „Bächlesgraben“ genannt, der in allg. südwestlicher Richtung bei der „Rehhütte“ der Weißbach zufließt. Aus der Richtung Sprantal kommt nordostwärts fließend der „Hungergraben“, der in der Nähe des alten Salzhofen in die Salzach mündet.

Wege und Straßen

Waren und sind die Wasserläufe mehr im trennenden Sinne von Bedeutung, so sind es im umgekehrten Sinne die *Wege*, welche die notwendigen Verbindungen von der Stadt zu den verschiedenen Feldfluren und Wäldern, sowie zu den Nachbarorten herstellen. Wir haben auf der Gemarkung Bretten ein Wegenetz, dessen Linien seit Jahrhunderten nur wenig verändert strahlenförmig von der etwa in der Mitte der Gemarkung liegenden Stadt ausgehend meist den doppelten Zweck als Wirtschafts- und Ortsverbindungswege erfüllen. Von Norden

ausgehend lassen sich die wichtigsten Wege in Uhrzeigerichtung etwa wie folgt darstellen:

Gölshauser Straße, 1543 als Gölshauser Weg erwähnt. Die jetzige Bundesstraße 293 dürfte im wesentlichen dem alten Verlauf des Weges folgen.

Derdinger Straße. Sie ist um 1543 als Derdinger Weg bekannt, der aber von der Stadt aus die heutige Hohkreuzstraße entlang am „Derdinger Brünnele“ vorbei erst kurz vor dem Rüdtdwald auf die heutige Derdinger Straße trifft.

Die jetzige Derdinger Straße folgt von der Rehhütte (Weißhofen) an dem alten Klammeweg (1543 „uff der Weißhofer glamen“).

Weißhoferstraße und Knittlinger Straße. Hier haben wohl die bedeutendsten Veränderungen gegenüber früher stattgefunden. Der Weißhofer Weg, wie er 1543 genannt wurde, war ursprünglich die Verbindung zwischen der Stadt Bretten und dem Weiler Weißhofen. Von hier aus hatte er auch eine Fortsetzung nach Knittlingen, die etwa dem Verlauf der heutigen Bundesstraße 35 Bretten – Stuttgart entspricht.

Diese aber war nicht die Knittlinger Straße, die um 1562 erwähnt ist. Der Weg trug auf Gemarkung Knittlingen die Bezeichnung Kirchweg. 1500 Kirweg, 1557 „onder der Störmühlin am Allmendweg, genannt der Kürweg.“

Aber auch bei der jetzigen „Alten Knittlinger Straße“ ist nicht sicher, ob sie die ursprüngliche Knittlinger Straße ist. Auf Knittlinger Seite hieß sie früher Weißhoferstraße. Sie folgt von Knittlingen her eine Strecke weit der alten Geleitsstraße (vergl. auch den Flurnamen „Geleitsbrückle“). Bei der Abzweigung der Derdinger Straße befindet sich südlich das Gewann „am neuen Weg“. Auch das Dreieck zwischen der Straßengabel nördlich der alten Knittlinger Straße trägt den Namen „Neuer Weg“. Die Gewannbezeichnungen beiderseits der alten Knittlinger Straße, die auf den neuen Weg hin-

deuten, dürften von der neuen Deringer Straße abgeleitet sein.

Eine Knittlinger Straße verlief auch auf dem linken Ufer der Weißach, nur wenig über der Talsohle. Sie wurde nach dem von ihr berührten Gewann Häßloch 1543 „Heßlacher Weg“ genannt. Auf Knittlinger Gemarkung hieß sie 1713 noch „Brettener Weg“. 1740 wird sie auf einem Gemarkungsplan als „Alter Postweg“ bezeichnet.

Den Straßenzügen gen Knittlingen ist ferner zuzurechnen der *Kreuzweg*. Der Name ist bereits seit 1543 bekannt und hängt wohl mit der Kreuzung des alten Heuweges zusammen, der vom Breitenbachweg ausgehend über den Berg führt und bei der unteren Scheuerwiese auf den Rüter Weg zuführt. Der Kreuzweg ist ein Höhenweg, der auf dem Hügelzug zwischen Weißach und Salzach nach Knittlingen weiterzieht. Auf Gemarkung Knittlingen heißt er bereits 1543 „Burgweg“.

Rüter Weg, 1543 „Router Weg“, 1557 „Ruedter Weg“ und „Reutter Weg“ am rechten Salzachufer entlang, dem auch die heutige Rüter Straße im wesentlichen folgt. Von Ruit aus führte die Straße als „Mühlweg“ mit starker Steigung auf die Höhe beim Rotenberger Hof und über Bauschlott weiter nach Pforzheim. 1543: In dem Dorf Ruedt, so gen Brettheim – Pforzheim.

Pforzheimer Straße. Ihr Anfangsstück von der Stadt aus ist der Salzhoferweg, der 1543 als Verbindungsweg zwischen Bretten und Salzhofen erwähnt ist. Ihre Fortsetzung, die heutige Pforzheimer Straße über den Hohenberg, ist erst im Jahre 1790 in Betrieb genommen worden. Die Linienführung ist jedoch nicht so jung, wie es damit scheint. In einem Gemarkungsplan von 1740 ist sie bereits als „Pforzheimer Straße“ eingezeichnet und 1543 ist neben dem „Ruedter Weg“ auch die „Pforzheimer Straße“ erwähnt. Daneben ist 1543 auch der parallel verlaufende „Pforzheimer Fußpfad“ aufgeführt.

Engweg. Der Name ist bereits seit 1463 bekannt. Er ist bezeichnend für das enge Tal

im „Großen Wald“, durch welches der alte Weg nach Nußbaum führt. Er ist 1557 als „Nußbaumer Weg“ erwähnt.

Sprantaler Weg. Er zweigte bei Salzhofen vom Nußbaumer Weg ab und führte durch den Wald nach Sprantal. Außerdem folgte ein Weg dem Waldrand, der im Jahre 1889 zur heutigen Sprantaler Straße ausgebaut wurde. Zwischen dem „Großen Wald“ und dem „Langen Wald“ ist das Gewann „Schmalfurt“ beachtenswert.

Steiner Weg, 1557 als „Steinamerweg - Pfad“ bezeichnet. Er führte zum Unterschied von der heutigen Sprantal - Steiner - Straße über der Talsohle am linken Ufer des „Hungergrabens“ aufwärts.

Rinklinger Weg, 1740 auch „Rinklinger Gasse“ genannt. Er ist durch die Bahnbauten, insbesondere durch den Bau des Brettener Bahnhofes, an das rechte Saalbachufer herangedrückt worden. Die ursprüngliche Richtung wird durch die heutige Bahnhofstraße gekennzeichnet. Vom „Deutschen Kaiser“ verlief sie schräg über das Bahnhofsgelände zur jetzigen Rinklinger Straße. Bis zum Jahre 1807 führte die alte Handelsstraße Bretten – Durlach als Teil der „Unteren Nürnberger Straße“ über Rinklingen.

Diedelsheimer Weg. Er zweigte von der Rinklinger Straße als „Diedelsheimer Hohl“ ab und war die Fortsetzung des „Postweges“ in Richtung Gondelsheim.

Neipsheimer Weg, 1543 auch „Neipsheimer Geßlin“ genannt. Sein Verlauf durch den Lehrwald hat sich kaum verändert.

Büchiger Weg, 1543 „Fußpfad nach Büchen“. Der Fahrweg zweigte wie heute vor dem Lehrwald von der Gochsheimer Straße nach Büchig ab. Für sein Alter legen die verschiedenen „Hohlen“ Zeugnis ab.

Gochsheimer Straße, 1543 „Gochsheimer Pfad“. Der Verlauf dieser Straße den Hügelkämmen und Gemarkungsgrenzen entlang deutet auf sein hohes Alter hin.

Außer diesen strahlenartig von der Stadt ausgehenden oder auf sie zuführenden Wegen gibt es andere in der Feldflur, deren Zweckbestimmung und Alter kaum geringer ist, obwohl sie die Stadt nicht berühren, sondern sie umgehen. In derselben Reihenfolge, wie die vorigen, sind zu erwähnen:

Alte Geleitsstraße wird der beim Stegersee an der Gemarkungsrenze gegen Knittlingen von der alten Knittlinger Straße abzweigende Weg genannt, der durch die Gewanne „Rank“ - „Derdinger Brünne“ in Richtung Gölshausen weiterführt und dort auf die alte Handelsstraße trifft.

Schmalfurt. Wo die heutige Sprantaler Straße die engste Stelle zwischen dem „Großen Wald“ und dem „Langen Wald“ passiert, beginnt der Verbindungsweg zwischen Sprantal und Rinklingen, der hier Schmalfurt oder Schmalfurtweg genannt wird. 1562 wird er auch „Rinklinger Straße“ genannt. Sie war eine alte Geleitsstraße. „Das marggräfliche gleit von Pfortzheim das Sprangtal hinab bis Ringklingen zu der alten Ziegelhütten Haidelsheim“ ist bereits 1452 erwähnt. Die Fortsetzung auf Gemarkung Rinklingen heißt heute „Steingasse“.

Aarweg. Vom alten Salzhofen aus führt ein Weg über den Rechberg auf den Verbindungsweg Sprantal-Rinklingen. Am Abhang gegen Salzhofen hat er sich eine tiefe Hohle gegraben, die auch „Rinklinger Hohl“ genannt wurde.

Bettelpfad. Er ist eine alte Umgehung der Stadt, die von der Gochsheimer Straße abzweigt, beinahe geradlinig auf dem Hügelkamm entlangführt und beim sog. „Neubau“ hinter dem „Stadion“ auf die Diedelsheimer Straße trifft.

Die Zelgen

Der Bebauung der Feldfluren lag das ganze Mittelalter hindurch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Dreifelderwirtschaft zugrunde. Die Feldfluren waren in sog. *Zelgen* eingeteilt. Diese dienten der Regelung des Anbaues, und damit auch der Erhebung des

Zehnten. Da damals nur wenige Feldwege vorhanden waren, mußte sich jeder, um bei der Ernte Schäden durch Überfahren zu verhüten, beim „Einblümen“ danach richten, was die anderen Anlieger in der Zelg anbauen. Man unterschied das Winterfeld, das Sommerfeld und das Brachfeld. Dementsprechend waren im allgemeinen 3 Zelgen von ungefähr gleicher Größe vorhanden. Da man früher die Bodendüngung im heutigen Sinne nicht kannte, war die Brache notwendig, um den Boden ausruhen und sich erholen zu lassen. Das Brachfeld wurde jeweils als Viehweide benützt. Zum Schutz vor dem Weidevieh waren die Zelgen teilweise eingezäunt. Die Zelggrenzen richteten sich wesentlich nach natürlichen Gegebenheiten. Nicht in der Zelgeneinteilung einbegriffen waren die Wiesentäler, die Weinberge und die Krautgärten.

Die Namen der Zelgen sind aus Flurnamen abgeleitet. Diese *Zelg-Namen* und auch die Einteilung und Größe der Zelgen waren in Bretten nicht zu allen Zeiten gleich. So sind in einer Urkunde vom Jahre 1463 die Zelgen „Eng“, „Bruckdahl“ und „Husendahl“ aufgeführt. 1543 werden die Zelgen „Heydelberg“, „Hausental“ und „Schweichich“ unterschieden. Die letzteren haben sich bis in die neuere Zeit erhalten. Später sind – aller Regel zuwider – auf einem Gemarkungsplan von 1740 sogar 4 Zelgen nämlich „Heydelberg“, „Hausental“, „Schweichich“ und „Rechberg“ eingezeichnet.

Die Zelg Heydelberg im Süden und Südosten umfaßte das Gebiet zwischen Weißach und der Eng, die Zelg Hausental im Norden und Westen reichte vom Derdinger Weg bis zum rechten Saalbachufer unterhalb der Stadt. Die Zelg Schweichig im Nordosten erstreckte sich vom Derdinger Weg bis zum rechten Weißachufer. Ferner gehörte im Südwesten das Gebiet westlich der „Eng“ bis zum linken Saalbachufer (also einschließlich des Rechberggebietes und des Kälberberges) zur Zelg „Schweichig“. Diese Exklave umfaßte das Gebiet um den „Hungerbragen“, die Gewanne „Schmalfurth an der Rinklinger Straße“.

„Quellacker“, „Hasengrund“ und „Bei St. Johanßen“, also den Südabhang des Rechberges“. In dem Berain von 1562, also wenig später, sind Äcker in der „Zelg Röchberg oder Schweichig hinter Weißhouen“ erwähnt.

Diese Redewendung hat einige Verwirrung ausgelöst. Ohne Kenntnis der Zusammenhänge hat man den „Rechberg“ hinter Weißhofen gesucht und die „Rehhütte“ damit in Zusammenhang gebracht, während man den jetzigen Rechberg für eine jüngere Bezeichnung hielt (Anm. 11). Man darf aber den Rechberg ruhig lassen, wo er ist und immer war. Die Bezeichnung „Röchberg oder Schweichig hinter Weißhouen“ ist wie oben dargelegt, so zu verstehen, daß „Rechberg – Schweichig“ und „Schweichig hinter Weißhofen“ zusammen eine Zelg, also einen Flurbezirk für den Anbau und die Zehnterhebung gebildet haben. Der abgesonderte Teil wurde später auch als „Zelg Rechberg“ bezeichnet. Das Rechberggebiet war aber niemals eine selbständige vierte Zelg, sondern eben eine Exklave der „Zelg Schweichig“.

Wie die Zelgeinteilung ursprünglich war, ist nicht bekannt. Die Aussonderung von Gemarkungsteilen für die Orte Weißhofen und Salzhofen auf der Gemarkung Bretten und deren Wiedereingliederung nach dem Abgang dieser Orte wird zweifellos Einfluß auf die Feldeinteilung gehabt und die alte Dreiteilung verändert haben. Auch der Flurname „Kleines Feldle“, bereits 1562 erwähnt, deutet darauf hin, daß dieses Gewann irgendwelchen besonderen oder abweichenden Anbauregelungen unterlag (Anm. 12). Die Zelgeinteilung ist auch nach Aufhebung der Dreifelderwirtschaft nicht sofort aufgegeben worden und hat sich in gewissem Maße – allerdings mit Einschränkungen und mehr oder weniger nur dem Namen nach – bis in unsere Zeit erhalten.

Anm. 11 W. G. Gaerttner: Die Flurnamen Bretten

Anm. 12 Auch in Knittlingen ist 1559 ein Gewann „Im kleinen Feldtlin hinden uf die außezel Glamen stoßend“ nachgewiesen, das sich aber in unmittelbarer Nähe Knittlingens befindet.

Veränderungen des Gemarkungsbildes

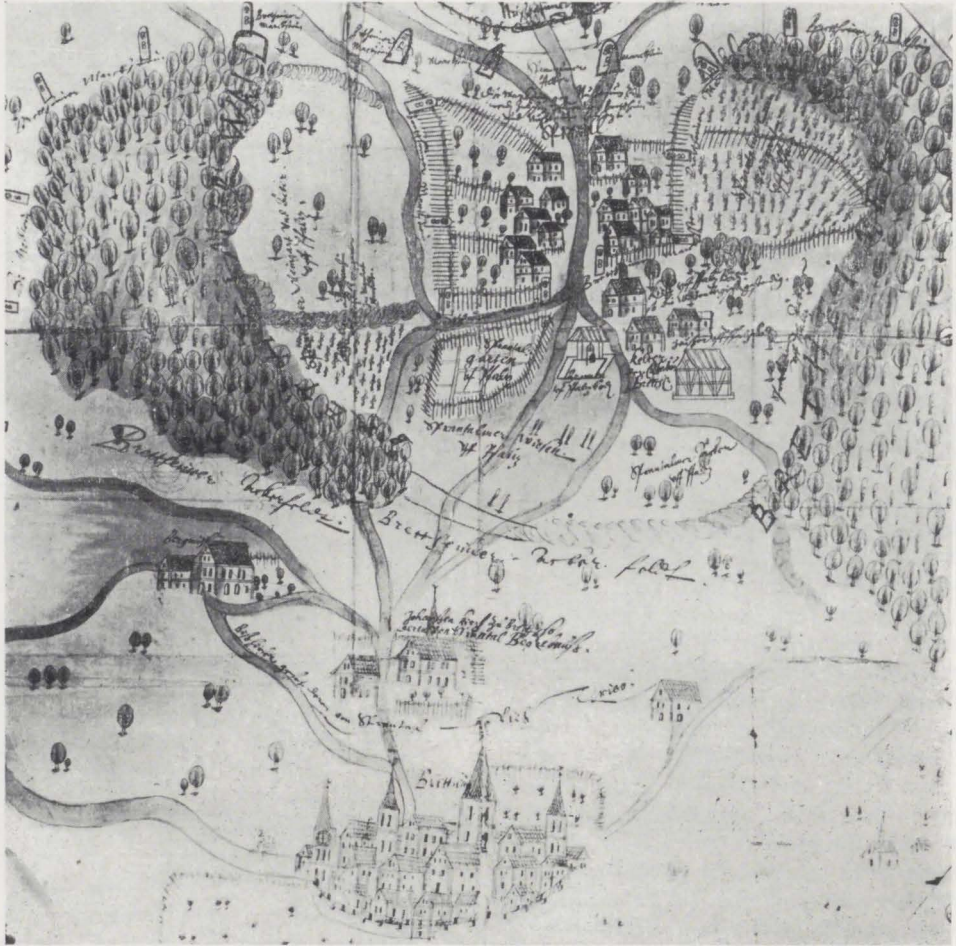
Seitdem die Feldwege weitgehend an die Verbindungsstraßen angepaßt und die Wasserläufe an zahlreichen Gewinnwegen überbrückt sind, bilden sie nicht mehr die gleichen Hindernisse für den Wechsel von einem auf das andere Ufer, wie früher. Mehr als die Bäche und die im vergangenen Jahrhundert erfolgten Straßenbauten hat der Bau der Eisenbahnlinien Bruchsal - Stuttgart 1853 und Karlsruhe - Heilbronn 1879 die Bewirtschaftung der Felder beeinflußt, ja das ganze *Gemarkungsbild einschneidend verändert*. Die zur Überwindung der Höhenunterschiede für die Schienenwege geschaffenen Dämme und Einschnitte stellen ausgesprochene Trennungslinien dar, die nur an wenigen Punkten überschritten werden können. Auch die Anlage des Bahnhofes mit seinen bedeutenden Erdbewegungen und die Verbindungsstraße zwischen Bahnhof und Stadt haben mehr die Feldmark, als das Gesicht der Stadt verändert. Nach dem 1. Weltkrieg kam der Bahnkörper der Zabergäubahn hinzu, der kurz vor der Vollendung eingestellt worden ist. Er wurde in der Zwischenzeit teilweise wieder abgetragen.

Veränderungen anderer Art brachte die Anlage des neuen Parkfriedhofes, der Ausbau des Industriegebietes nach dem 1. Weltkrieg und die Ausdehnung dieses Gebiets in jüngster Zeit in das Ruitertal. Mit dem Bau der Wohnsiedlung im Ruitertal, die allerdings nicht im Tal, sondern am Berghang liegt, ist dort ein ganz neuer Stadtteil entstanden. Auch die Anlage des Turnplatzes, der Bau des Schwimmbades und des Stadions an der Diedelsheimer Straße, wo die Gemarkungen Bretten, Rinklingen und Diedelsheim zusammenstoßen, haben das Gemarkungsbild wesentlich verändert. In diesem Zusammenhang ist auch noch die Anlage einiger Privatwaldungen in den Gewannen „Betteleiche“, „Schneckenberg“ und „Kupferhölde“ zu erwähnen. Als jüngste, aber nicht weniger als die Bahnbauten einschneidende Veränderung ist schließlich der Bau der Umgehungs-

straße zu verzeichnen, deren Dämme und Einschnitte heute wie „Wall- und Graben“ den Nord- und Ostrand der Stadt „bewehren“.

Nach einer solchen Aufgliederung der Gemarkung erscheinen viele der altgewohnten,

vor hüten, bei jedem Anklingen an Ausdrucksformen des heutigen Sprachgebrauchs zu glauben, auch schon die richtige Bedeutung gefunden zu haben. Die Erklärung von Flurnamen ist mit einiger Sicherheit erst nach genauer Durchforschung des Akten- und Urkundenmaterials möglich. Erst nach Feststel-



Altteste bekannte kartografische Darstellung Brettens aus der Zeit um 1600

oft gedankenlos gebrauchten Namen für Felder, Wiesen und Wälder plötzlich in einem ganz anderen Licht und bei manchem scheint die Erklärung seiner Bedeutung gar nicht so schwierig. Dies gilt vor allem für die Namen, die von der Lage oder Form der Gewanne hergeleitet sind. Man muß sich allerdings da-

lung des Alters, der früheren Schreibweisen, der allgemeinen und mundartlichen Sprachentwicklung im Zusammenhang mit Untersuchungen über den Ablauf der Besiedlung und Bewirtschaftung sowie der Veränderungen der Feldmark wird man einen Teil der Namen deuten können.

Voraussetzung für eine Erklärung der Flurnamen ist vor allem auch ein Überblick nicht nur über die eigene Gemarkung, sondern mindestens über die angrenzenden Gemarkungen, nach Möglichkeit über ein noch größeres Gebiet, um etwaige Zusammenhänge zu ergründen und Vergleichsmöglichkeiten auszuschöpfen. Dies gilt für Bäche und Wege, Wälder und Felder in gleicher Weise.

Beziehungen zu anderen Gemarkungen

Bei den *Wasserläufen*, deren Flußgebiet sich über mehrere Gemarkungen oder verschiedenartige Landschaften, vielleicht sogar über mehrere Länder erstreckt, wäre es ohne vergleichende Forschungen über die Grenzen hinweg nicht einmal möglich, einen einheitlichen Namen festzulegen, geschweige zur Bedeutung des Namens hinzufinden. Man soll nicht meinen, daß dies nur bei größeren Flüssen oder Strömen der Fall wäre. Wir haben in Bretten typische Beispiele dafür, daß auch an kleinen Bächen und nicht nur an Volkstumsgrenzen, sondern sogar an binnestaatlichen Grenzen solche Namensfragen auftreten. Bei den beiden Quellbächen des Saalbaches, der Weißbach und der Salzach, waren die Namen bis in die neueste Zeit strittig. Durch Ungenauigkeiten in alten Karten und Beschreibungen war die Weißbach von der Einmündung des Seebergbaches an als Saalbach bezeichnet worden, während die Salzach von Ruit an als Krefsbach angesprochen wurde. Erst durch einen Erlaß des früheren Badischen Finanz- und Wirtschaftsministeriums -Abt. Wasser- und Straßenbau in Karlsruhe vom 16. 12. 1935 ist in Übereinstimmung mit den Kultusministerien beider Länder angeordnet worden, daß der von Maulbronn kommende Bach den Namen Salzach und der von Knittlingen kommende Bach den Namen Weißbach zu führen habe. Durch die Vereinigung dieser beiden Bäche entsteht der Saalbach. (Anm. 13).

Anm. 13 Vergl. meine Arbeit „Der Saalbach und seine Zuflüsse“ in „Der Pfeiferturm“ Nr. 1 ff 1941 und in „Bruchsaler Heimatgeschichte“ von Fritz Herzer, 1955

Am augenfälligsten sind die Wechselbeziehungen zu anderen Gemarkungen bei den *Wege- und Straßennamen*. Bei der Derdinger- Sprantaler- Gochsheimer- usw. Straßen gibt es keine Zweifel über ihre frühere und heutige Zweckbestimmung. Bei der Weißhoferstraße und der früheren Salzhoferstraße (heutige Pforzheimer Straße) haben wir aber schon Namen vor uns, deren geschichtliche Bedeutung zwar nicht unbedingt größer ist, wie die der anderen Verbindungswege zu heute noch existierenden Ortschaften, ihre Namen sind schon mehr oder weniger Geschichte. Aus den Bezeichnungen Gölshäuser Weg, Knittlinger Straße, Rinklinger Gasse oder Diedelsheimer Hohl ist jedoch nicht zu ersehen, daß es sich um Teilstücke alter Verkehrslinien von großer Bedeutung handelt. Die „untere Nürnberger Straße“, eine alte Handels- und Geleitstraße zwischen Nürnberg und Speyer führte über Schwäb. Hall – Öhringen – Heilbronn – Eppingen – Gölshausen – Bretten und von hier aus über *Diedelsheim* durch das Saalbachtal nach Bruchsal und Speyer.

Auch von Cannstatt her ist eine nicht weniger alte und bedeutende Straßenverbindung bekannt, die über Illingen – Lienzingen – Maulbronn – Knittlingen zum Knotenpunkt und Stapelplatz Bretten zog. Eine Abzweigung, die von Bretten über Rinklingen, – Wössingen die Verbindung mit Grötzingen und Durlach herstellte, ist schon durch die Zollstelle in Rinklingen bemerkenswert. Es war naheliegend, daß auch die erste Post, die Kaiser Maximilian gegen Ende des 15. Jahrhunderts einrichtete, sich dieser alten Verbindungsstraßen bediente. So ist die Knittlinger Straße links der Weißbach 1740 als „alter Postweg“ bezeichnet, dessen Fortsetzung im Brettener Stadtgebiet und in Gondelsheim als Postweg, in Heildelsheim durch die „Posthohl“ zu verfolgen ist. Auch der alte Aarweg kann nur durch seine frühere Erwähnung sowohl auf Brettener, als auch auf Rinklinger Gemarkung gewürdigt werden.

In zahlreichen Fällen haben sich Wegenamen auch auf angrenzende Gewanne übertragen

und auch diese Übung blieb nicht auf die Heimatgemarkung beschränkt. In Wein-
garten bei Karlsruhe wird durch den Flur-
namen „Brettener Grund“ die Erinnerung an
den früheren Verbindungsweg zwischen der
pfälzischen Amtsstadt Bretten zum ebenfalls
pfälzischen Weingarten aufrecht erhalten,
der außer Diedelsheim keine andere Ort-
schaft berührte.

Auch die für die Erforschung des Besied-
lungsvorganges so wichtigen *Wälder* müssen
unter einem größeren Gesichtswinkel be-
trachtet werden. Als dem nördlichen Wald-
streifen zugehörig haben wir im Nordwesten
den Lehrwald, 1543 als Löhrwald und
Leherwald bezeichnet, im Nordosten den
Rüdtwald, 1543 Rüdwald genannt. Beide
werden durch die Gemarkung Gölshau-
sen getrennt, die sich wie ein stumpfer
Keil dazwischenschiebt. Da feststeht, daß
Gölshausen aus der Brettener Muttergema-
rkung herausgeschnitten wurde, verdient der
ostwärts an den Rüdtwald anschließende
„Lehrwald“ auf Gemarkung Derdingen Be-
achtung. Die Namen „Lehrwald“ im Nord-
westen und „Lehrwald“ ostwärts von Gölshau-
sen deuten auf die frühere Zusammenge-
hörigkeit der beiden Waldungen hin. Inso-
fern wird der Erklärung des Namens „Rüdt-
wald“ einige Bedeutung zukommen.

Es hat an solchen Erklärungsversuchen bisher
nicht gefehlt und sogar die Sage hat sich dieses
Waldteils angenommen. (Anm. 14). Man hat
den Waldnamen beispielsweise von der auf
Gemarkung Gölshausen angrenzenden Flur
„Hohes Ried“ herzuleiten versucht und dieses
hohe Ried als hochgelegenes sumpfiges Ge-
biet angesprochen. Die Flur begegnet uns
aber im Jahre 1562 in Gölshausen mit der
Bezeichnung „Uff der hohen Reuth“. Ihre
Lage zwischen Hamburg auf Gemarkung
Gölshausen und Wintersberg, Gemarkung
Flehingen, halbkreisförmig von Wald umge-
ben, läßt jedoch eher darauf schließen, daß
das Gelände ebenfalls bewaldet war und
später gerodet wurde. Dann wäre von der
Abwandlung Reut in Rüd auszugehen und
der Rüdtwald wäre der Waldteil des großen
Lehrwaldes, an dessen Rändern sowohl von

Gölshausen, als auch von Bretten her gerodet
wurde. (Anm. 15.) Einen gewissen Anhalts-
punkt in dieser Beziehung wird auch der
Ortsname Ruit geben können (Anm. 9), des-
sen Zusammenhang mit der Waldrodung
nicht zweifelhaft sein dürfte, wenngleich
Ruit nicht im oder am Rüdthwald, sondern im
südlichen Waldstreifen gerodet wurde. 1557
ist der Wald auch als „rieder Waldt“ bezeich-
net. Eigenartigerweise ist an der Stelle, an
welcher der alte und der neue Derdinger Weg
zusammentreffen, heute der Name „Ritter-
wald“ üblich.

Der südliche Waldstreifen wird durch den
„Großen Wald“ und westlich von Sprantal
durch den „Langen Wald“ gekennzeichnet.
Ihr Zusammenhang vor der Gründung
Sprantals ist offenkundig. Die Namen beider
Waldteile bringen eindeutig deren Ausdeh-
nung zum Ausdruck. Die Fortsetzung des
langen Waldes heißt nach der topographi-
schen Karte auf Rinklinger Gemarkung auch
„Großer Wald“. Diese Bezeichnung ist jedoch
in Rinklingen selbst nicht üblich. Immerhin
haben auch Diedelsheim und Wössingen
ihren „Großen Wald“.

Die Waldstreifen beiderseits der Salzach,
links das „Burgwäldle“ (zum Unterschied
auch großes Burgwäldle genannt), rechts das
„kleine Burgwäldle“ sind Ausläufer oder
letzte Reste des „Großen Waldes“ bzw. des
„Schillingswaldes“ auf Gemarkung Knittlin-
gen, die durch die Gemarkung Ruit getrennt
wurden. Die Namen Burgwäldle und „Klei-
nes Burgwäldle“ sind von der mittelalterli-
chen Burg abgeleitet, die 1339 als „Burgstall“
bei Bretten erstmals urkundlich erwähnt ist.
Um die Mitte des 16. Jahrhunderts heißt der
Hang „Burghälden“. Um die gleiche Zeit
wird der auf dem gegenüberliegenden Berg-
rücken im Angesicht der Burg gen Bretten
führende Weg „Burgweg“ genannt.

Anm. 14 Nach einer Sage soll der Rüdtwald
durch Schenkung einer Gräfin „von
Rüdt“, der letzten ihres Geschlechts,
an die Stadt Bretten übergegangen
sein.

Anm. 15 Vergl. Rinklingen 1536 „an den bei-
den usseren und neheren Reuten“

Aber auch für die *eigentlichen Flurnamen* bilden die Gemarkungsgrenzen nicht immer eine Trennungslinie derart, daß jenseits nun unbedingt andere Namen Geltung hätten. So trägt der im Süden der Stadt gen Westen hinziehende Bergrücken sowohl in Bretten als auch in Rinklingen den Namen „Rechberg“. Während er in Bretten bereits 1562 erwähnt ist, begegnet uns der Name in Rinklingen erst später.. Hier wurde er 1536 „Zielberg“ 1720 „Rehberg“, 1784 „Zeilberg auch auf dem Rechberg genannt“.

Auf Knittlinger Gemarkung befindet sich der „Scheuerbrunnen“, 1352 „Schuwbronnen“, 1528 „Schurbronnen“, 1651 „Scheuerbronnen“ genannt. Das angrenzende Gelände auf Knittlinger Gemarkung heißt: „Schaurenboden“. Auf Brettener Gemarkung ist daran anschließend seit 1543 das Gewann „Scheuerwiese“ verbürgt. Um die gleiche Zeit wird auch auf der angrenzenden „Rieder (Ruiter) Mark“ ein Acker ob dem „Schauerbrunnen“ erwähnt.

In diesem Zusammenhang muß der ganze Berg zwischen „Weißach“ und „Salzach“ einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Er trägt um 1543 den altertümlichen Namen „Heydelberg“ und ist auch für die Benennung einer Zelg maßgebend gewesen. Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, daß der Name mit irgendwelchen grund- oder landesherrlichen Rechten der Pfalzgrafen bei Rhein oder deren Heidelberger Hofkammer etwas zu tun gehabt hätte. Ob mit dem 1196 erstmals erwähnten Ortsnamen Heidelberg ein Zusammenhang etwa in dem Sinne besteht, daß gleiche oder ähnliche Ursachen hier den Namen eines Hügelzuges, dort den Namen einer Stadt hervorgebracht haben, bedarf noch näherer Untersuchung. Bei dem Ortsnamen Heidelberg gehen die Ansichten über seine Bedeutung weit auseinander und reichen von Heidenberg, d. i. ein Berg, der auf vorchristliche Besiedler zurückgeht, bis zu dem Berg, auf dem Heidelbeeren wachsen. Es ist hier nicht der Ort, um die Herkunft und Bedeutung dieses Ortsnamens näher zu untersuchen. Soviel ist aber wohl sicher, daß wir uns beim Brettener „Heidel-

berg“ nicht mit der Ableitung von Heidelbeeren und auch nicht vom Heidekraut zu befassen haben. Die Ausgrabungen aus der Römerzeit im Gewann Häßloch, neuere Funde im Gewann „Wanne“ und der alte, auf dem Hügelkamm hinziehende Kreuzweg machen einen Zusammenhang mit einer frühgeschichtlichen Besiedlung wahrscheinlicher.

Der Flurname „Auf dem Heydelberg“ und ebenso die Zelg „Heydelberg“ sind noch auf einem Gemarkungsplan von 1740 eingezeichnet. Nach dieser Zeit ist der Name den einen engeren Bereich kennzeichnenden Gewannamen gewichen und nach Aufhebung der Dreifelderwirtschaft mit dem Wegfall der Zelgeinteilung ganz verschwunden. Eigenartig ist, daß für den Bergrücken, soweit er auf Knittlinger Gemarkung liegt, der Name Heidelberg nicht bekannt ist.

In einem anderen Falle hat eine Grenzänderung dazu geführt, daß mit der Veräußerung eines Teilstückes ein Flurname der Brettener Gemarkung fast ganz außer Übung kam. Der Schwarzerdhof, früher „Aicheleshof“ hatte seinen ursprünglichen Namen von der Flur „Aichele“. Die früheren Besitzer des Hofes, Schwarzerdt aus Bretten, haben 1531 den Steegersee an der Gemarkungsgrenze gegen Knittlingen an das Kloster Maulbronn verkauft. Gleichzeitig dürften auch die Ufergrundstücke zwischen dem See und dem Hof an das Kloster übergegangen sein. Sie sind bereits seit 1699 auf Gemarkung Knittlingen „zum Aichlen“ bezeichnet und heißen heute „Im Aichele“.

Es müssen aber nicht immer inhaltsschwere Namen oder solche Folgen sein, um die Wechselbeziehungen der Flurnamen über die Gemarkungsgrenzen hinweg interessant zu machen. Für den eigenartigen Gewannnamen „Im Aufzieher“ steht 1562 „in den uffziehenden ackhern“. Auf der benachbarten Knittlinger Seite, allerdings ohne unmittelbare Berührung, begegnet uns 1527 im Seeberggebiet die Bezeichnung „am burbacher Pfad und an den uffziehenden Brüchern“. Dieser Bauerbacher Pfad führte von Knittlingen aus am Steeger See vorbei durch

den Rüdtswald in Richtung Bauerbach. Auch die „Knittlinger Hecke“ auf Gemarkung Bretten hat in Knittlingen ihr Gegenstück, wo 1699 „uff der langen Hecken“ erwähnt ist.

Für die Flurnamenforschung sind nicht minder wichtig die gleich oder ähnlich lautenden Namenvorkommen auf fremden Gemarkungen, ohne daß ein unmittelbarer Zusammenhang zu bestehen braucht. So hat der „Hohberg“, im Jahre 1543 „Hoher Berg“ genannt und durch sein Hochgericht bekannt, im Domänenwald auf Gemarkung Jöhlingen einen Namensvetter, der durch seine Grabhügel auch geschichtliche Bedeutung hat. Ebenso trug der heutige Turmberg bei Durlach früher den Namen „Hohenberg“. In allen diesen Fällen ist die Erklärung aus den Höhenunterschieden gegenüber den Nachbarbergen naheliegend. Der Brettener Hohberg ist allerdings nur der höchste unter den nicht oder nur teilweise bewaldeten Bergen der Gemarkung Bretten. Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht nur so bedeutende Objekte, sondern vor allem gewöhnliche Gewannamen auf zahlreichen Gemarkungen wiederkehren. Für den alten Brettener Flurnamen „Häbloch“ um die Mitte des 16. Jahrhunderts „Heßlach“ genannt, gibt es in Knittlingen an anderer Stelle 1651 den Namen Heßlach, mundartlich „Häslich“. Solche Vergleiche lassen sich fast in beliebiger Zahl anstellen. Sie sind für die Namensklärung unerlässlich.

Die wichtigsten Brettener Flurnamen

Auf der Gemarkung Bretten sind heute noch folgende Flurnamen in Gebrauch:

Altenwiesen, in den
Arweg (oberer, unterer, hinterer)
Aue, in der
Aufzieher
Bächle, im
Baumgarten
Bergmühle, bei der, vor der, hinter der, ober der
Betteleiche, bei der
Bettelpfad
Breitenbach, bei der, an der, ober der
Breitenbaum, im
Brettspiel
Brückle, im oberen, im mittleren

Brühl, im, auf dem Brühlhof, im Brühlgraben
Bruch, beim
Buckelwiesen
Büchiger Weg, am
Burgwäldle, beim
Hinter dem Burgwald
Kleines Burgwäldle, hinterm
Derdinger Brünnele, beim Derdinger Brünnele
Diedelsheimer Höhe
Eidelsbach
Eidelstein, in der, vor der
Eng, Engweg
Enzbrunnen
Feller, hinter dem Feller
Gänsbrücke, in der, bei der, unter der, ober der
Galgen, beim alten, im alten
Galgen, hinter dem
Geleitsbrückle
Gochsheimer Straße
Gölschhäuser Lücke
Gölschhäuser Straße
Gottesacker, am
Grüner, im
Häbloch, vor dem, oberes, am Häblochweg
Hagdorn, ober dem Hagdorn
Hagelgasse
Hasengrund
Hausertal, näheres, äußeres, hinteres, vorderes
Hetzenbaum, im
Heuweg, am
Hohberg, im, auf dem, vor dem, hinterer Hohberg
Hoh-Kreuz, beim, hinter dem
Holderäcker, in den, hinter den
Hungergraben
Husarenbaum
Jeremias
Sankt Johann, im St. Johann
Sankt Johannes Kirchle, hinter dem, vor dem
Kälberberg
Kaffeläcker, ober den Kaffeläckern
Kalbskopf, beim Kalbskopf
Kalkofen, hinterm Kalkofen, Kalkofenweg
Katzengraben, ob dem
Klamme, in, hinter der, ob der
Kleines Feldle, im
Kloster, hinter dem
Knittlinger Hecke
Köpfle
Krähentanz
Kranz, im
Kreuzweg, am, hinterm Kreuzweg
Kupferhölde
Lammerstall
Langwiese, bei den Langwiesen
Lehrberg, Lehrgrund
Linde, ober der Linde
Loch, im
Löschberg
Mauer, auf der
Mehläcker
Neibsheimer Weg, am
Neuer Weg, am neuen Weg
Nohwiesen

Nußbäumen, bei den drei
 Ölmühle, bei der
 Pfeiferturm, hinter dem
 Quelläcker
 Rang, im
 Rechberg, beim, auf dem, im, mittlerer, oberer,
 vorderer, unter dem
 Rehhütte, hinter der
 Riß, in der, bei der
 Roßlauf
 Roßwiesen, Roßwiesenweg
 Ruiter Tal
 Ruiter Weg, am Ruiter Weg
 Salzlecke, in der 2 x
 Sandäcker
 Sandbach
 Schänzle 3 x
 Scheuerwiese, vor der, hintere, untere
 Schießmauer, bei der
 Schmalfurth
 Schmalzhälde, vordere, hinter der
 Schwalbenrain
 Schweigig
 Schwindelbaum
 Seeshälde, in der, bei der, äußere
 Sicheläcker
 Sohle, äußere, innere
 Stangen, im
 Stechersee, beim
 Steinerpfad, im
 Strohäcker
 Tafel
 Viehställe, im
 Viehtrieb
 Wanne, in der, bei der
 Windsteg, bei dem
 Wingerthäuschen, beim
 Wolfsäckern, in den, vor den

Die Namen in den Brettener Wäldern sind in der Mehrzahl Wegenamen. Sie enthalten aber zum Teil ebenfalls echtes altes Namen-gut.

I. Großer Wald

Birkenweg
 Brettener Lochweg
 Eichenweg
 Eichengrundweg
 Vier Eichenweg
 Fichtenweg
 Galgenweg (3 x)
 Galleswiese, bei der
 Halbmondwäldchen, bei dem
 Hangweg
 Hexenweg
 Höhweg
 Hohbergteichweg
 Kämmerle, Kämmerlesweg
 Kesselweg
 Klingenweg
 Köpfe, Köpflesweg

Kohlplattenweg
 Lämmerstall, Lämmerstallweg,
 Oberer Lämmerstallweg
 Lindenweg
 Löschberg, Löschbergweg
 Lumpenweg, Oberer Lumpenweg
 Nußbaumer Weg
 Ölweg
 Sandweg, Unterer Sandweg
 Schafweg
 Saubrunnen, Saubrunnenweg
 Oberer Saubrunnenweg
 Schänzle
 Steigle, im
 Steinbruchweg
 Stirnhalde
 Tannenbuckelweg
 Tannenteichweg
 Weißes Laub
 Viehtriebweg
 Ziegelhüttenweg

Rotreißig

Dreispitzen, im
 Mittelweg
 Schöne Aussicht
 Aussichtsweg

II. Langer Wald

Breiter Weg
 Buchenweg
 Hasengrund, Hasengrundweg
 Jeremias, Jeremiasweg
 Kälberberg
 Lohweg
 Schlangenweg
 Wäldle, im
 Wieselesberg, Wieselesbergweg
 Wössinger Weg

III. Lebrwald

Büchiger Weg
 Drei Sitzbänke, bei den
 Eckweg
 Kirschbaumweg
 Lehrbergweg
 Neibsheimer Weg
 Schlupfweg

IV. Rüdtdwald

Gabelweg
 Heidenbuckel, Heidenbuckelweg
 Hofweg
 Hohrüdtdweg
 Kreuzgrabenweg
 Pirschweg
 Pflanzenschulweg
 Seeweg
 Seeteichweg
 Wilfenbergweg

V. Burgwäldchen

VI. Kleines Burgwäldchen

VII. Forlenwäldchen

Eigenartig ist, daß drei Flurnamen doppelt, einer sogar dreimal an verschiedenen Stellen der Brettener Gemarkung vorkommen. Bei einer auf künstlichen Veränderungen des Geländes zurückzuführenden Bezeichnung wie „Schänzle“ für eine Schanze oder das, was man dahinter vermutet, ist dies noch einigermaßen verständlich. Auf das „Schänzle“ im Großen Wald wurde bereits im Zusammenhang mit den höchsten Erhebungen hingewiesen. Dieses „Schänzle“ hat indessen nichts mit einem Wehrbau zu tun. Die betreffende Bodenerhebung stellte sich vielmehr als Grabhügel aus der jüngeren Steinzeit heraus, der auch später in der Keltenzeit nochmals für Beisetzungen benützt worden ist. Außer diesem ist auch auf dem besprochenen „Heydelberg“ beim Gewinn „Wanne“ ein „Schänzle“ nachgewiesen, dessen Erklärung noch offen ist. Ein drittes „Schänzle“ ist oberhalb der „Kaiserlinde“. Es ist heute zum größten Teil in den Friedhof einbezogen. Alle drei Namen sind erst in verhältnismäßig jüngerer Zeit nachgewiesen.

Daß der Flurname „Schweigig“, heute Schweigig, mundartlich „Schweichert“, an zwei entgegengesetzten Feldfluren in Gebrauch kam, einmal zwischen Weißhofen und dem Rüdttwald, zum anderen Mal zwischen Rechberg und Katzengraben, ist weniger leicht begreiflich und hat schon zu verschiedenartigen Erklärungsversuchen Anlaß gegeben. Diese doppelte Verwendung ist keine Erfindung der neueren Zeit, wie Gaertner angenommen hat, sondern geht auf die alte Zelgeinteilung zurück, wie bereits nachgewiesen wurde. Da die beiden „Schweigig“ als Gewinn-Namen (im Gegensatz zu den Zelgnamen) erst verhältnismäßig spät auftreten, war es zunächst nicht einfach, festzustellen, welchem der Vorrang zusteht. Es gibt aber Gründe, aus denen zweifelsfrei hervorgeht, daß der „Schweigig“ hinter Weißhofen gegen den Schwarzerdhof zu die eigentliche Flur Schweigig ist und daß der Schweigig am Rechberg nur vom Zelgnamen abgeleitet wurde. 1693 ist nämlich auf dem dem Schweigig beim Schwarzerdhof gegenüberliegenden Knittlinger Gemarkungsteil der Name „Schweichuff“, 1699 „Schweichhof“ und 1755

„im Seeberg ob dem Schweikauf“ erwähnt. Im übrigen ist der Schweigig am Südhang des Rechbergs auch niemals amtlicher Gewinn-Name geworden. Wir finden ihn aber nach wir vor auf der amtlichen topographischen Karte als „Schweigich“.

Der Name „Salzlecke“ kommt sowohl in der Nähe des alten Dorfes Salzhofen, als auch im Langen Wald vor. Er geht wohl auf die Wildhege und -Fütterung zur Winterszeit zurück, die vorzugsweise in den Wäldern erfolgt. Bei dem Waldreichtum Brettens ist es nicht verwunderlich, wenn an mehreren Stellen Einrichtungen für die Salzgabe an das Wild geschaffen worden sind. Der Name „Salzlecke“ gegenüber der Einfahrt zur Bergmühle für Ackerland läßt die Möglichkeiten offen, daß sich der Wald früher bis in unmittelbare Nähe Salzhofens erstreckt hat. Im Zusammenhang mit der Salzgewinnung in Salzhofen ist aber auch an eine natürliche Salzlecke zu denken.

Auch der nicht amtliche Flurname „Schelmengrube“ an zwei verschiedenen Plätzen, nämlich auf dem Hohberg und bei der Kaiserlinde, geht wohl auf die gleiche oder ähnliche Ursachen, also Beerdigungen außerhalb der Friedhöfe zurück. Eine genaue Klärung ist auch in diesem Falle noch erforderlich.

Flurnamen und geschichtliche Bodenfunde

Im übrigen ist es nicht so, daß die Flurnamen in jedem Falle eine Aussage über geschichtliche Vorgänge enthalten. Unter den vielen Namen der Brettener Fluren seien hier noch einige hervorgehoben, hinter denen man nicht viel suchen mag, deren geschichtliche Bedeutung aber durch *Bodenfunde* erwiesen ist.

Das Gewinn „Im Hohkreuz“ ist im Gegensatz zum „Kreuzweg“ von einem christlichen Feldkreuz hergeleitet. Man würde hier nicht ohne weiteres Siedlungsreste aus der jüngeren Steinzeit (etwa 2500 v. Chr.) vermuten, die im Jahre 1912 in der Hohkreuzstraße angeschnitten wurden. Die Frage,

ob diese steinzeitliche Siedlung, die heute in den Stadtbezirk eingeschlossen ist, eine Vorstufe des erstmals in der Frankenzeit urkundlich erwähnten Dorfes Brettheim ist, muß allerdings offen bleiben.

Die in der zeitlichen Reihenfolge nur wenig jüngeren Ausgrabungsergebnisse im Waldstück „Schänzle“ im Großen Wald beweisen die jungsteinzeitliche Besiedlung der Gemarkung Bretten etwa um das Jahr 2000 an entgegengesetzter Stelle.

Ihnen schließen sich die Funde an, welche die Menschen aus der Bronzezeit (etwa 1600 v. Chr.) die in den Hügelgräbern im Lehrwald bestattet wurden, hinterlassen haben.

Am Rande der Stadt ist aus den Flurnamen „Brühl“ und besonders „Brühlhof“, der zum Industriegebiet westlich der Pforzheimer Straße gehört, nicht zu entnehmen, daß wir Fundstellen zweier verschiedener Geschichtsperioden vor uns haben. Hier wurde 1940 bei Erweiterungsbauten auf dem Gelände der Firma Rudolf Mellert eine Bestattung aus der Urnenfelderzeit (etwa 1000 v. Chr.) zu Tage gefördert. Auch sie hat mit dem späteren Brettheim vielleicht noch nichts zu tun, ebenso, wie das Grab aus der La Tene-Zeit, (um 500 v. Chr.), das 1926 im „Schwalbenrain“ bei der Ziegelei Betsche gefunden wurde. Diese Epoche war schon durch die 2. Bestattung im Waldteil „Schänzle“ verbürgt.

Die Freilegung eines römischen Tempelchens im Gewann „Häßloch“ im Jahre 1885 deutet auf eine typisch römische Hof-siedlung aus der Zeit um 100 – 260 nach Chr. hin. Ein Zusammenhang mit der späteren Dorfsiedlung Bretten ist jedenfalls nicht erkennbar.

Anders ist es mit den Reihengräbern aus der alemannisch-fränkischen Zeit (6. – 7. Jahrh. nach Chr.), auf die man 1928 beim Fabrikneubau der Firma K. W. u. A. Muckenfuß im Gewann „Im Brühlhof“ gestoßen ist. In Verbindung mit den im alten Stadtkern beim Städt. Krankenhaus gemachten Funden aus derselben Zeit unmittelbar vor der ersten urkundlichen Erwähnung von Dorf und Gemarkung Brettheim können diese Ausgra-

bungen mit Sicherheit den Bewohnern des alten fränkischen Bretten zugeschrieben werden. Ob es Zufall ist, daß die Reihengräber dieser Zeit sich unmittelbar neben Bestattungen aus der viel fernerer Urnenfelderzeit befinden, muß vorerst noch offen bleiben.

Einen geschichtlich sehr bedeutsamen und wie nur wenige sprechenden Flurnamen haben wir im „Burgwäldle“ vor uns, der bereits im Zusammenhang mit den Wäldern gestreift wurde. Die Erbauung, Zweckbestimmung und der Untergang der Burg haben schon lange die Gemüter beschäftigt. Ihre Einordnung in das geschichtliche Mittelalter, evtl. sogar in das frühe Mittelalter, gilt als sicher. Bei den Ausgrabungen in den Jahren 1933 – 1935 konnten auch bemerkenswerte Funde aus dieser Zeit zu Tage gefördert werden. Sie haben jedoch das Dunkel, das über Entstehung und Untergang der Burg gebreitet ist, nur zu einem kleinen Teil aufhellen können (Anm. 16). Ein Zusammenhang mit dem ebenfalls abgegangenen Salzhofen ist möglich.

Wenn man diese Fundstellen, also die Flurnamen, in deren Bereich die Ausgrabungen und Funde gemacht wurden, betrachtet, wäre es falsch, sich nur mit denjenigen Namen befassen zu wollen, die irgendwie auffällig oder geschichts- und geheimnisumwittert sind. Vielmehr verdienen alle, einerlei welchen Ursachen sie entspringen mögen, Beachtung und Betrachtung von einem umfassenden Standpunkt aus, um so ihren eigentlichen Inhalt zu ergründen und sie für die Geschichte, wie überhaupt für jeden Nachdenkenden auswerten zu können. Diese Möglichkeiten müssen einer eingehenden Bearbeitung vorbehalten bleiben.

* * *

Die Bach-, Wege-, Flur- und Waldnamen bedürfen aber nicht nur einer Bestandsaufnahme und Erklärung, sondern auch einer

Anm. 16 Vergl. hierzu meinen Aufsatz „Die Burgruine bei Bretten“ in „Mein Heimatland“ Nr. 2/1941 S. 225 – 230

gewissen Pflege und Maßnahmen zu ihrer Erhaltung. Durch die Stadterweiterung der letzten Jahrzehnte, insbesondere durch die Errichtung von Siedlungen, sind eine Reihe von Gewannen der Feldmark zu Bau- und Wohngebieten geworden. Man denke nur an das Bahnhofsgebiet, Hausental, Hohkreuz, Husarenbaum, Rüter Tal-Siedlung, in denen neben den modernen Straßennamen die alten Flurbezeichnungen mehr und mehr verschwinden. Auch in den Wäldern drohen

den alten Namen durch die Bewirtschaftung nach Abteilungen und Schlägen Gefahren, die man nicht übersehen sollte. Denn so, wie Hügel, Täler und Wälder und schließlich jedes Gewann, jeder Weg und Bach gewissermaßen Figuren, Felder und Ranken im bunten Teppich unserer Landschaft darstellen, so ist auch jeder Name ein Steinchen zu dem vierteiligen Mosaik des Geschichtsbildes unserer Heimat.

Des Fauts zu Brettheim, Johann von Eltz, gewalttätiger Einfall in den Flecken von Staffort 1598

von Georg Urban

Dem kurpfälzischen Oberamt Bretten gehörte einst auch Weingarten an, drei Stunden westwärts von Bretten gelegen und damals eines der größten Orte von Kurpfalz. Es war ganz umgeben von Gebieten des Fürstbistums Speyer und der Markgrafschaft Baden-Durlach. Die einzige unmittelbare Verbindung zwischen der Amtsstadt und Weingarten war ein Feldweg, der Wingerter Weg, der nördlich vom Bahnübergang bei Diedelsheim zwischen dem Neuhof und dem Althof nach dem Brettener Grund an der Straße Jöhlingen – Weingarten führte, ohne ein Dorf zu berühren. Einst belebt vom Verkehr der Amtleute und Einwohner, ist heute der Weg längst vergessen und nur die alten Akten wissen noch von ihm und den Menschen, die zu Pferde, zu Fuß oder Wagen durch Jahrhunderte hindurch seinen Staub getreten haben.

Die fast ganz von Bretten abgeschnittene Lage von Weingarten hatte mancherlei Grenzstreitigkeiten mit Gemeinden der Markgrafschaft Baden-Durlach und dem Fürstbistum Speyer zur Folge. Sie waren aber unbedeutend gegenüber dem Streit, den Kurpfalz durch Jahrhunderte hindurch um den baden-durlachischen Flecken Staffort führte und der erst 1803 zu einem guten Ende kam.

Die Kurpfalz beanspruchte Staffort als ihren ureigensten Besitz und suchte durch Verträge, Prozesse, Vergleiche, Pfändungen, Verhaftungen, bald gütlich, bald mit Gewalt das Ziel zu erreichen: Staffort war seit unvordenklichen Zeiten ein Stück der Markung Weingarten und muß es wieder werden. Die Aktenseiten sind nicht zu zäh-

len, in denen Kurpfalz seine Ansprüche und Rechte geltend macht und auf vielfältige Weise begründet. Von den vielen Gründen seien hier nur einige aufgeführt: Staffort habe nie eine eigene Markung gehabt, die Grenzsteine wurden immer nur von Weingarten gesetzt und standen einstens sogar mitten in der Pfinz. Kurpfalz habe über Staffort alle hohe Oberkeit, Geleit, Zoll, Forst und andere Gerechtigkeiten, es sei auch Grund und Boden pfalzgräfliches Eigentum. Staffort habe früher nur aus etlichen Höfen und Weilern mit 16 Häusern bestanden und sei überhaupt kein Dorf gewesen. In einer Zeit, da Weingarten an Baden-Durlach verpfändet gewesen sei, habe man ein Rathaus aufgemacht, einen Schultheißen und Gerichtsverwandte eingesetzt und sich an Baden-Durlach angeschlossen. Die Stafforter hätten auch nie Bürger aufnehmen dürfen und gehörten tot und lebendig nach Weingarten. Es trifft auch zu, daß die Stafforter früher in Weingarten begraben wurden. Sie haben auch erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts einen eigenen Friedhof.

Genug der kurpfälzischen Gründe! Ihnen standen die Rechtsansprüche des Markgrafen von Baden-Durlach entgegen, der alle Oberkeit, hohe und niedere forstliche Herrlichkeit, Frevel, Bußen, Gebote und Verbote, Hagens und Jagens und andere Gerechtigkeiten sowie die Erbhuldigung der Stafforter beanspruchte und seine Rechte ebenso energisch wie Kurpfalz vertrat.

Eine Verpflichtung aber hatten die Stafforter, der sie zu allen Zeiten nachkommen mußten und von der sie auch der Markgraf nicht befreien konnte. Sie mußten all-

jährlich auf dem „Grevengericht“ in Weingarten erscheinen. Dieses Gericht, wohl noch ein Rest von den ehemaligen Dingtagen der Gaugrafen, wurde vom Oberamtman von Bretten gehalten und zog sich oft einige Tage lang hin. Und da die Stafforter Anspruch auf Brenn- und Bauholz, Weidganggerechtigkeit und Eckerichtnießung gemeinsam mit den Weingartnern hatten, wurden auch ihre Übertretungen, Diebstähle und Frevel, die sie während des vergangenen Jahres sich schuldig gemacht hatten, gerügt und gestraft. Die Strafgeder flossen aber ganz und gar in die Kassen von Kurpfalz. Die Stafforter waren auch gehalten, jedes Mal den bürgerlichen Eid zu leisten und zu erneuern. Dieses Grevengericht war ein schmerzlicher Pfahl im Fleische der Stafforter, zumal auch ihre Frevel besonders hart geahndet wurden. Gestützt auf den baden-durlachischen Amtmann, der im Wasserschloß jenseits der Pfinz wohnte, haben sie nichts unversucht gelassen, sich diesem Gericht nach Möglichkeit zu entziehen. Es war darum des Streites und Haders zwischen Staffort und Weingarten kein Ende.

Ein solches Grevengericht war auch die Ursache eines gewalttätigen Überfalles auf Staffort. Er nahm am 20. November 1598 seinen Anfang. Die Stafforter waren mit ihrem Schultheißen, Remigius Ernst, pflichtgemäß erschienen und harrten, nichts Böses ahnend, der Dinge, die da kommen sollten. Da wird auch schon der Schultheiß von Staffort verhaftet, mit einer Strafe von 100 Gulden belegt und alsbald nach Bretten abgeführt, wo er im Turm wie ein Übeltäter gefangen gehalten wird. Er wird zwar nach einigen Tagen aus der Haft entlassen, muß aber versprechen, sich jederzeit wieder zu stellen. Als Grund seiner Verhaftung wurde dem Schultheißen angegeben, daß er einem Weingartener, der sich eines Streithandels in Staffort schuldig gemacht hatte, verhaftet und in den Turm des nahen Schlosses habe führen lassen.

Am gleichen Morgen des 20. November wird ein anderer Stafforter, Hans Besser, ebenfalls verhaftet und in Bretten einge-

türrt. Auch er wird mit einer Strafe von 100 Gulden belegt und erst freigelassen, als er gelobte, sich auf Anforderung wieder zu stellen. Sein Sohn hatte 3 Jahre zuvor im Stafforter Wald heimlich Lärchen geschlagen. Sie waren ihm vom Weingartener Waldförster zwar wieder abgenommen worden, aber Vater und Sohn hatten sich bisher aller Bestrafung entzogen. Diese Verhaftungen schlugen bei den Staffortern ein, die sie auch gleich dem baden-durlachischen Amtmann Höchel auf dem Schlosse meldeten. Sie bleiben aus Furcht vor dem gestrengen Oberamtman vom nächsten Grevengerichtstag fern, und ihr Amtmann bestärkt sie darin. Er will nach Durlach und weitere Weisungen einholen.

Da erscheinen schon in der Frühe des 22. November 3 Reisige, ziehen die Glocken und fordern die Stafforter zum Erscheinen in Weingarten auf. Diese haben aber kaum den Reisigen erklärt, daß sie auf die Rückkehr ihres Amtmanns warten wollten, da zieht auch schon der Oberamtman von Bretten, Johann von Eltz, an der Spitze von 8 Reisigen und 200 bewehrten Männern mit klingendem Spiel in Staffort ein. Die Trommeln und Pfeifen leiten einen schwarzen Tag für Staffort ein. Das Dorf ist klein, und immer ist es gleich ein ganzer Haufen von Männern, die sich auf ein jedes der Häuser stürzen, die Türen aufbrechen, das Mobilar durcheinander und hinaus werfen, Hellebarden, Harnische, Büchsen und Wehren suchen und mitnehmen. Korn und Gerste, Brot, Wein und Fleisch werden gesucht und gefunden, und bald vereint ein billiges und ausgedehntes Ess- und Trinkgelage die plündernden Rotten. Das Vieh, Kühe und Rinder, werden aus den Ställen gezogen und in den nahen Wald geführt. Ihre Zahl ist unbekannt, aber nicht weniger als 24 Pferde teilen ihr Los.

Das alles geschieht unter den Augen des Fauts von Bretten, des Oberamtmanns Johann von Eltz, der wütend und tobend die Dorfstraße auf und ab rennt und in einem Wutanfall dem Sohn eines 70jährigen Man-

nes ein Rohr auf den Kopf schlägt, daß dieser an einen Zaun taumelt. Ein Wüstling setzt einer schwangeren Frau ein geladenes Rohr auf den Leib. Sie gebiert bald danach und das Kind stirbt.

Ein Teil der Einwohnerschaft hatte sich über die Pfinzbrücke im nahen Schloß in Sicherheit gebracht, der andere Teil wurde entweder mißhandelt oder mit Droh- und Schimpfworten geängstigt und mußte den ganzen Tag über das gar große Elend mit ansehen. Und erst auf den Abend verließ ein wüster Haufen mit seinem Kommandanten das arme ausgeraubte Dorf und des Jammerns und Weinens war in dieser Nacht kein Ende. Das Vieh durfte wohl noch in dieser traurigen Nacht aus dem Walde heimgeholt werden. Die Pferde aber blieben 3 Tage lang im Walde angebunden und ohne jegliches Futter stehen. Sie wurden dann nach Weingarten gebracht und erst 14 Tage später, niederständig und abgemagert, ihren Besitzern zurückgegeben, doch nicht ohne Forderung einer gehörigen Summe Futtergeldes.

Des Brettener Oberamtsmannes Zorn war aber durch diesen Raubzug noch nicht abgekühlt. Er entzog den Staffortern alle Rechte an Bau- und Brennholz und jegliche Weid- und Eckerichtnießung im Weingartener Wald. Und als er am nächsten Tage hörte, daß die Spöcker Bürger eine Wache am Stafforter Rathaus aufgestellt hatten, drohte er, sie gefangen wegführen zu lassen, und nur eine dringende Reise ließ ihn von seinem Vorhaben Abstand nehmen.

Johann v. Eltz gab sich aber nicht geschlagen, denn trotz eines Mandats des kaiserlichen Kammergerichts von Speyer, das am 6. September 1599 gegen Kurpfalz erging, setzte er seinen Kleinkrieg gegen das baden-durlachische Staffort fort. Schon auf dem nächsten Grevengericht im April 1599 belegte er die Stafforter für ihre Frevel mit doppelten Strafen. Ihre Zahlung wurde zwar verweigert, und der Stafforter Amtmann Höchel mußte auf Befehl seiner Herrschaft

die einfachen Strafgeder einziehen und nach Bretten bringen lassen. Das Geld wurde dort aber nicht angenommen und darum beim Gericht in Bruchsal deponiert. Da schreckte eine neuer Gewaltstreich des Fauts von Bretten die Einwohner von Staffort auf. Am 13. Januar 1601 erscheint nachts zwischen 1 und 2 Uhr der Faut von Bretten mit 300 Mann aufs Neue in ihrem Dorf und läßt an die 16 Klafter Erlenholz, die jenseits der Pfinz am Schießhaus aufgestellt waren, holen. Es war von den Weingartenern auf baden-durlachischem Gebiet zu Unrecht gefällt und darum von den Staffortern geholt worden. Die Nacht ging ohne besondere Ausschreitungen vorüber. Aber die Pfändungen von Vieh hörten auch in den nächsten Jahren nicht auf. Im Jahre 1600 wurden 3 Kühe von der Weide weggeholt und nach Jöhlingen verkauft. Sie mußten mit teurem Geld zurückgekauft werden. Neun melkende Kühe wurden 1603 weggeholt und 5 davon wurden für 70 Gulden nach Bretten verkauft. In der Nacht des 30. Mai 1604 wurden 8 Pferde fortgetrieben, und 1 Pferd wird von Weingarten verkauft.

Das Kammergericht in Speyer war machtlos gegen Kurpfalz, und Johann von Eltz muß eine besondere Freude an den einst mitgenommenen Waffen gehabt haben, denn es dauerte Jahre, bis die Arma zurückgegeben wurden. Aber der letzte Versuch von Kurpfalz, das Dorf Staffort in seinen uneingeschränkten Besitz zu bringen war gescheitert. Der energievollere Faut, Johann von Eltz, der es mit aller Gewalt erzwingen wollte, verließ um diese Zeit Bretten und siedelte nach Kreuznach über.

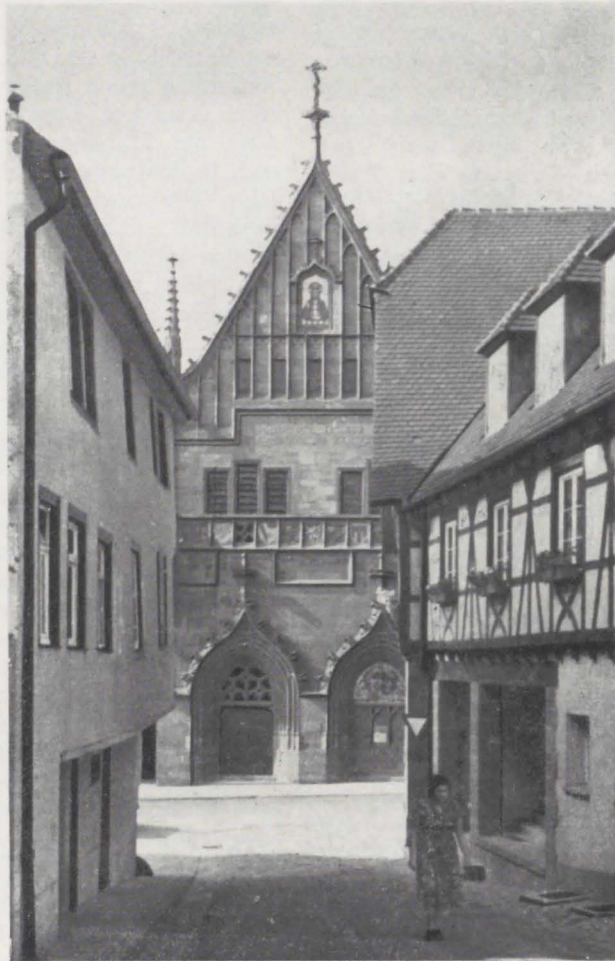
Noch 200 Jahre gehen die Streitigkeiten weiter, aber Staffort behält seine Rechte an den Wald und kommt Jahr um Jahr zum Grevengericht nach Weingarten. Erst das Jahr 1803 machte allem Streit ein Ende. Die rechtsrheinischen Teile der Kurpfalz und mit ihnen das Oberamt Bretten kommen durch den Reichsdeputationshauptschluß an Baden-Durlach und gehen bald darauf in dem

neu gegründeten Großherzogtum Baden auf. Heute besteht zwischen Weingarten und Staffort ein herzliches Verhältnis, und kein Stafforter und kein Weigartener weiß noch um den einst jahrhundertlangen Streit zwischen den beiden Dörfern.

Anmerkung:

Johann von Eltz. 1587 Faut zu Heidelberg, 1589

Rat und Diener von Haus aus mit drei Pferden; 1589 Amtmann zu Otzberg; seit 22. 5. 1594 Amtmann und Vogt zu Brettheim; seit 29. 9. 1595 Rat unter Beibehaltung der Fautei zu Bretta. (Aus: Dr. Manfred Krebs, Die Kurpfälzischen Dienerbücher, in Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins, Bd. 94/1942).



Das Melanchthonhaus

Erbaut zum Gedächtnis an den großen Reformator und Gelehrten aus Bretten im Jahre 1903

Die Rinklinger Talmühle

Ein Stück Kraichgauer Wirtschaftsgeschichte

von Otto Bickel

Etwa auf halbem Wege von Bretten nach Rinklingen, teilweise versteckt hinter Obstbäumen und Pappeln, liegt etwas abseits von der Straße, die Rinklinger Talmühle. Seit etwa zwei Jahren hat das Wasserrad aufgehört sich zu drehen, und das Geklapper ist verstummt. Da dürfte es angebracht sein, einmal Rückschau zu halten. Wenn uns die-

Begebenheiten, die es hat mitansehen müssen. – Aber alle diese Geschichten wären nicht älter als ein halbes Jahrhundert. Denn nur so alt ist dieses Wasserrad. Seine Vorgänger, von denen es die Aufgabe übernommen hat, die Wasserkraft aufzufangen und das Mühlwerk zu treiben, vier Kübelwasserräder, könnten uns von weiteren 70 Jahren



Rinklinger Talmühle von der Güterhalle aus gesehen

ses Wasserrad seine Erlebnisse und Beobachtungen mitteilen könnte! Denn seine Geschichten wären nicht ohne Interesse. Es könnte uns mancherlei erzählen, von der sogenannten guten alten Zeit, von den beiden Weltkriegen, von plündernden Ausländern nach dem letzten Krieg, von der munteren Kinderschar des jetzigen Müllers. Es könnte heitere Dinge erzählen, aber auch traurige

berichten. Diese Räder, die auch ober-schlächting waren wie das jetzige, haben vier unterschlächtige Wasserräder abgelöst. Ja, diese hätten uns viele, vielleicht ganz alte Geschichten erzählen können. Möglicherweise haben sie noch gewußt, wer die Mühle erbaut hat und wann der Erbauer gelebt hat. Denn aus den noch vorhandenen Urkunden und Akten ist dies leider nicht mehr ersicht-

lich. Zwar besitzen wir eine Urkunde vom Jahre 1313, die also fast 650 Jahre alt ist, in der die „muli ze Ringgelingen“ d. h. die Mühle in Rinklingen zum erstenmal erwähnt wird.

Aber dies ist nicht das Jahr ihrer Erbauung. Die Mühle hat in diesem Jahre lediglich ihren Besitzer gewechselt. Sie ist zweifellos älter. Vielleicht ist sie 50 Jahre vorher erbaut worden, vielleicht auch 300 oder 500 Jahre früher. Sie könnte sogar in der Zeit errichtet worden sein, als die ersten Wassermühlen überhaupt aufgekommen sind. Und dies war im 6. bis 8. Jahrhundert, also vor rund 1 200 Jahren, zur Zeit Karls des Großen oder noch früher. Der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours hat schon im Jahre 580 n. Chr. darauf hingewiesen, daß sich die Klöster Wasserrechte für die Fischerei und für die Anlage von Mühlen zu sichern wußten. (Anm. 1). Vorher hat es natürlich auch Mühlen gegeben. Denn zu allen Zeiten mußte das geerntete Getreide gemahlen oder wenigstens zerquetscht werden. Das waren aber Handmühlen, also Mühlen, die mit der Hand betätigt worden sind. Meistens bestanden diese aus zwei Steinplatten, von denen die eine durch Menschenkraft gegen die andere gerieben worden ist, wodurch die dazwischen liegenden Getreidekörner zerkleinert worden sind. Aber Mühlen, bei denen ein Räderwerk durch Wasser- oder Windkraft in Gang gesetzt worden ist, sind, wie bereits erwähnt, erst viel später, im frühen Mittelalter aufgekommen.

In der Landgüterordnung Ludwigs des Frommen vom Jahre 812, die für die Wirtschaftsgeschichte des Frühmittelalters sehr bedeutsam ist, werden Mühlen als etwas selbstverständlich Vorhandenes erwähnt, über die Buch zu führen sei (Anm. 2). Ob es sich aber um Wasser- oder Windmühlen gehandelt hat, ist nicht zu sagen.

Je nach dem Gefälle und der Wassermenge eines Baches gab es im Mittelalter bereits unter- und oberflächliche Wasserräder. Bei geringem Gefälle und genügendem Wasser kam nur ein unterschlächtiges Wasserrad in Frage, unter dem das Wasser hinwegfloß

und die hineintauchenden Schaufeln fortbewegte und so das Rad zur Drehung gezwungen hat. War aber ein großes Gefälle und eine geringe Wassermenge vorhanden, so ließ man das Wasser von oben auf die Schaufeln herabstürzen, wodurch das Rad ebenfalls gedreht wurde. Ein solches oberflächliches Wasserrad ist im Sachsenspiegel des Ritters Eike von Repgow aus den Jahren 1221/1224 abgebildet. (Anm. 3). Diese Abbildung zeigt, wie nach dem sächsischen Recht, das zwar im Herzogtum Franken, zu dem der Kraichgau gezählt hat, keine Geltung gehabt hat, der Frevel an einer Mühle so schwerwiegend angesehen worden ist, wie ein Raub in einer Kirche oder wie der Diebstahl eines Pfluges. Da die Mühlen meistens außerhalb der Ortschaften, oft sogar in abgelegenen Gegenden errichtet worden sind, waren sie Überfällen besonders ausgesetzt. So ist es verständlich, daß man den Frevel an einer Mühle als abschreckendes Beispiel so schwer geahndet hat.

Die bereits angeführte Urkunde vom Jahre 1313, deren Bild und Wortlaut am Ende als Anhang abgedruckt ist, erwähnt die Talmühle zum ersten Mal. (Anm. 4) „An sant agnesen tag“, d. i. am 21. Januar dieses Jahres stiftete Reinhard Knoer von Ochsenberg ein Seelgerät „mit eines pfundes wert fische“. Er übergab hierbei seine Mühle in Rinklingen „den ersamen herren von Mullenbrunnen“, also dem Kloster Maulbronn mit allen den Rechten, mit denen er sie erbt und innegehabt hat. Als Gegenleistung mußten die Mönche für ihn, seine Mutter und alle seine Vorfahren am Thomastag, dem 21. Dezember, einen Jahrtag begehen. Sie hatten also jährlich eine Seelenmesse zu lesen, für die jedesmal Fische im Geldwert

Anm. 1 F. M. Feldhaus, Die Technik der Antike und des Mittelalters, 1931 S. 229 (Museum der Weltgeschichte)

Anm. 2 Capitulare de villis vel curtis imperii, in Rühlmann, Germanen, Völkerwanderung, Frankenreich, 1932 (Teubners Quellensammlung)

Anm. 3 Der Sachsenspiegel, Nr. 65 im Inselverlag

Anm. 4 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Urkundenbestand A 502/62

von einem Pfund aufgewendet werden mußten. Als Währung der damaligen Zeit kommt nur die Hellerwährung in Betracht (Anm. 5). Ein Pfund Heller sind 240 Stück Silberpfennige aus der Münze zu Schwäbisch-Hall, von denen das Zählpfund an Wert einem Goldgulden entsprach. Wenn man bedenkt, daß im 14. Jahrhundert ein gutes Pferd 10 bis 12 Goldgulden gekostet hat, muß man zugeben, daß der jährliche Aufwand des Klosters für diesen Jahrtag ein ganz beträchtlicher sein sollte und daß andererseits diesem Aufwand ein erheblicher Wert der „vorgenannten mulstat“ gegenüberstehen mußte. Zur Bekräftigung dieser Übergabe, daß er für sich selbst und für seine Erben auf jegliches Recht an der Mühle verzichten wolle, hat Reinhard Knoer die Urkunde mit seinem „insigel besigelt“. Dieses Siegel zeigt einen Ochsen auf vier Bergspitzen. Dies ist nach Feigenbutz (Anm. 6) aber auch das Siegel des Geschlechts derer von Ochsenburg, das seinen Stammsitz in Ochsenburg, nicht weit von Kürnbach entfernt, gehabt hat.

Von der Siegelumschrift, der sogenannten Legende, sind noch die Worte lesbar: – ein handi – d'Ochsenberg. (Anm. 6a) Demnach bestehen keine Zweifel, daß Reinhard Knoer von Ochsenberg ein Angehöriger der Familie von Ochsenberg ist. Die in der Oberamtsbeschreibung von Brackenheim vertretene Auffassung (Anm. 6b), der bis zum Jahre 1324 erwähnte Reinhard von Ochsenberg, der wohl identisch mit unserem Reinhard Knoer gewesen ist, wäre ein Angehöriger der Familie von Höfingen, entbehrt wohl einer Grundlage. Auffallend ist, daß unserem Reinhard das Seelenheil seiner Mutter neben dem seinigen so am Herzen liegt, daß er glaubt, dieses mit einer Mühle erkaufen zu können. Seinen Vater aber und dessen Seelenheil erwähnt er mit keiner Silbe. Nunmehr waren die „Herren von Maulbronn“ auch die Herren der Talmühle, wohl mit einem Pächter, der den jährlichen Zins wahrscheinlich an den Pflughof in Knittlingen abzuführen hatte (Anm. 7). Wie lange das Kloster im Besitz der Mühle gewesen ist, ist nicht bekannt. In einer Urkunde vom 28. 5. 1438, in der der Brettheimer Bürger

Hans Ulver seinen Besitzteil in Rinklingen an den Pfalzgrafen Ludwig IV. (1437 – 1449) verkauft hat (Anm. 8) werden „mülen“ und „mülstetten“ erwähnt. Damit ist sicher die Talmühle gemeint, die vielleicht im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts in den Besitz Hans Ulvers gekommen war.

In diese mittelalterliche Zeit gehört nachstehende Abbildung, die einen Holzschnitt aus dem Jahre 1473 zeigt (Anm. 9): Vorne ist ein pflügender Bauer abgebildet, dahinter ein Bauer bei der Getreideernte. Ein anderer trägt einen Sack Getreide zur nahen Mühle, von der auch das oberschlächtige Wasserrad zu sehen ist. Die Frauengestalt links ist Ceres, die römische Göttin des pflanzlichen Wachstums. In der folgenden Abbildung ist das Innere einer Mühle als Holzschnitt Jost Ammans aus dem Jahre 1568 zu sehen (Anm. 10). Der Müller schüttet gerade Getreide in den Mahlgang, während der Esel im Vordergrund sich von den Strapazen beim Heranschleppen der Getreidesäcke erholt.

Als uns die Mühle im 16. Jahrhundert wieder begegnet, da gehörte sie der Stadt Bretten. Unter welchen Umständen diese sie erworben hat, läßt sich nicht mehr einwandfrei klären. Aber der Talmüller Hans Georg Traut gibt uns in einer Eingabe vom 6. 11. 1713, in der er sich auf die Aussagen der alten Rinklinger Bürger beruft, einen wichtigen Hin-

Anm. 5 Gutachten des Leiters des Badischen Münzkabinetts in Karlsruhe, Dr. Friedrich Wieland

Anm. 6. Leopold Feigenbutz, Der Kraichgau und seine Orte, 1878 S. 225 ff.

Anm. 6a Mitteilung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart v. 25. 1. 57

Anm. 6b 1873 S. 384

Anm. 7 Feigenbutz S. 283

Anm. 8 Generallandesarchiv Karlsruhe, Urkunden Pfalz Konv. 203

Anm. 9 Holzschnitt aus Steinhöwel, Boccaccio, Ulm, Joh. Zainer, 1473 (Aus Adolf Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1900 S. 12)

Anm. 10 Das Ständebuch. 114 Holzschnitte von Jost Ammann, Inselverlag, Leipzig S. 12)

weis (Anm. 11). Er schreibt darin, daß die Stadt Bretten vor vielen Jahren „auf eine im Rencklinger Thal gestandene Mahlmühle“ 300 Gulden Kapital geliehen und „besagte Mühle dargegen als ein Unterpand bekommen; auch nachdem die Mühle daselbst abgebrandt“ sei, sei sie um einen jährlichen Zins von 15 Gulden dem Tuchmacherhandwerk in Bretten zum Wiederaufbau überlassen worden. – Demnach wäre die Mühle um 300 fl (fl. = Abkürzung für Gulden) an

sehr auf eine Walkmühle angewiesen. Dies war eine durch Wasser angetriebene Vorrichtung zum Walken, d. h. zum Klopfen der frischgewobenen Wollstoffe, um die Wollfasern zu verfilzen und um die letzten Reste von Wollfett herauszudrücken. Dazu hat sich die Talmühle in unmittelbarer Nähe der Stadt sehr gut geeignet. Deswegen wird die Stadt die Mühle nach deren Erwerb den Tuchmachern als Walkmühle zur Verfügung gestellt haben.



Mittelalterliche Mühle, Holzschnitt von 1473

die Stadt Bretten verpfändet und nicht eingelöst worden. Nun befanden sich aber im Jahre 1480 bereits fünf Mühlen im Stadtbereich, die das Kloster Herrenalb in diesem Jahre um 1000 fl an die Liebfrauenpflege in Weißhofen verkauft hat (Anm. 12). Es handelte sich dabei um die Weißhofermühle, die Rindenmühle, die Mühlen am Salzhofer und Diedelsheimer Tor und die Bergmühle. Dies waren fast alles Getreidemühlen, so daß die Bevölkerung genügend Gelegenheit hatte, ihr Getreide mahlen zu lassen. Aber das Tuchmachergewerbe, das in Bretten zahlreich vertreten war und das als eines der wenigen Gewerbe bereits im Jahre 1529 eine eigene Zunftordnung erhalten hat (Anm. 13), war

Es wäre auch denkbar, daß die Stadt im Zuge der Reformation in den Besitz der Mühle gelangt ist. Nachdem Herzog Ulrich von Württemberg, der Schirmherr des Klosters Maulbronn, im Jahre 1534 erstmalig die Reformation in seinem Lande eingeführt hat,

Anm. 11 Als Quelle für die folgende Darstellung dienen, soweit nichts anderes angegeben, folgende Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe: Bretten-Amt, Bretten-Stadt und Rinklingen-Mühlen

Anm. 12 Friedrich Withum, Bretten – Erinnerungsblätter, 1902 S. 80

Anm. 13 Nikolaus Müller, Georg Schwartzert, Leipzig 1908, S. 63 ff; F. Withum, S. 92 ff.

wurde das gesamte Kirchengut säkularisiert, d. h. der Herzog erklärte alle bisherigen geistlichen Besitzungen für herzogliches Eigentum (Anm. 14). Im Zuge dieser Maßnahmen konnte die Stadt im Jahre 1543 von Herzog Ulrich einige Höfe in Bretten erwerben, die bisher im Besitze des Klosters von Herrenalb gewesen sind (Anm. 15). Und da wäre daran zu denken, daß die Stadt auf ähnliche Weise auch die Talmühle hat erwerben können. Dagegen spricht aber einmal der Bericht des

ben worden sind. Hier wurden Waffen und Gebrauchsgegenstände wie Messer, Beile usw. geschliffen.

Auf jeden Fall befand sich die Stadt nach dem Saalbuch des Oberamts Bretten vom Jahre 1600 bereits im Jahre 1540 im Besitze beider Mühlen (Anm. 18).

Während der verschiedenen Kriege im 16. bis 18. Jahrhundert, vor allem im 30-jährigen Krieg (1618 – 1648) war die Lage der Mühle



Inneres einer Mühle, Holzschnitt von 1568

Talmüllers Traut, wonach die Stadt die Mühle als Getreidemühle erworben hat, und zum anderen die Tatsache, daß die Walkmühle und die dabei stehende Schleifmühle bereits im Jahre 1536 (Anm. 16) den anstoßenden Gewannen ihre Namen gegeben hatten: Wiese am Brettheimer Weg bey der Walkmühl – Acker bei der Schleifmühl (Anm. 17). Und dies deutet darauf hin, daß zweierlei Mühlen schon lange vorher bestanden haben, und zwar die Walkmühle auf der rechten und die Schleifmühle auf der linken Saalbachseite. Die Schleifmühle bestand aus einem oder mehreren Schleifsteinen, die durch ein Wasserrad angetrie-

sicher nicht einfach. Wenn man bedenkt, daß sich die Rinklinger Bevölkerung während dieses Krieges längere Zeit im befestigten Bretten hat aufhalten müssen oder in den Wald geflüchtet ist (Anm. 19), kann

Anm. 14 Gustav Lang, Maulbronn, 1950 S. 11)

Anm. 15 Withum S. 139 ff

Anm. 16 Generallandesarchiv Karlsruhe, Lagerbuch vom Jahre 1536, Berain 1257

Anm. 17 Otto Bickel, Die Flurnamen von Rinklingen, Heidelberg 1934

Anm. 18 GLA., Berain 1260

Anm. 19 Willy Bickel, Kraichgau und Bruhrain während des 30jährigen Krieges, in Der Pfeiferturm, 1949 Nr. 7 ff. – Sonderdruck hiervon S. 22 und 37
O. Bickel, Flurnamen, S. 16

man ermessen, welchen Drangsalen der Inhaber einer abgelegenen Mühle während des Krieges ausgesetzt war. Wir haben es vor wenigen Jahren selbst alle erlebt, als nach unmittelbarer Beendigung der Kriegshandlungen im Frühjahr 1945 die Familie des noch kriegsgefangenen Talmüllers Karl Neff vor den Horden plündernder polnischer und ukrainischer Fremdarbeiter und herumstreifender französischer Soldaten mit ihrem Vieh in Rinklingen Schutz gesucht hat. Nun war die Mühle mindestens vom 16. bis weit ins 18. Jahrhundert hinein, vielleicht von vorübergehenden Änderungen abgesehen, keine Mahlmühle, sondern eine Walk- bzw. Schleif- und Lohmühle. Von den persönlichen Getreide- und sonstigen Vorräten der Müller abgesehen, soweit solche überhaupt dort gewohnt haben, war also nichts Eßbares dort zu holen. Aber auch die Plünderung einer solchen Mühle hat sich gelohnt, wenn man dabei ein oder mehrere Ballen gewalktes oder ungewalktes Tuch erbeutet hat. Wahrscheinlich waren beide Mühlen wegen dieser Gefahren zeitweise im 30-jährigen Krieg stillgelegt worden. Die beweglichen Teile wird man in die Stadt „verlagert“ haben. Höchstwahrscheinlich wurde in der Gottesackermühle ein „Ausweichquartier“ bezogen, um dort den Walkbetrieb, soweit er während des Krieges überhaupt notwendig war, aufrecht zu erhalten. Denn der Talmüller Traut schreibt in seinem wiederholt erwähnten Bericht vom Jahre 1713, die Tuchmacher hätten ihre Walke in der Gottesackermühle gehabt. Aber anscheinend sollten sie diese wieder dem rechtmäßigen Eigentümer bzw. Pächter überlassen. Denn bei Androhung „der höchsten Stattstraf“ sei ihnen im Jahre 1659 auferlegt worden, diese Walke wieder an ihren alten Ort im Rinklinger Tal zu verlegen. Ein Messerschmied aus Bretten, dessen Schleife sich auch bei der Gottesackermühle befand, habe diese ebenfalls an die Talmühle, aber auf die andere Bachseite verlegt. Er habe von den Tuchmachern die Erlaubnis erhalten, das Wasser des Saalbachs für sich zu verwenden, wenn diese es nicht selbst bräuchten (Anm. 20).

Im Dokumentenbuch der Stadt Bretten vom Jahre 1691 (Anm. 21) heißt es über die Mühle: „Die Stadt hat ein walckmühl im Rincklinger thal, wobey ein stüchh wiesen diebeits der Bach, darinn die wüllentuchmacher walckhen thun, und uff Ihren Eigen Kosten selbe im Bauw erhalten, das Tuchmacher Handwerckh gibt Jährlich gemeiner Stadt 15 fl zinß. – Nächst dabey Befindet sich auch Ein Schleiff und Lohmühl, darauf die Statt Jährlich 2 fl zinß empfahet.“

Nach dem Bericht des Brettener Anwalts Hartmann aus den Jahren 1690/97 (Anm. 22) „hat diese Mühle vor dem Krieg und Verstörung der Stadt zugehört, dem Wüllenweberhandwerk, so in 18 Meistern bestanden, wovon aber nur 10 an der Mühle theil gehabt, so solche im Bau erhalten und den jährlichen Zinß zu 15 Gulden der Stadt ausgerichtet haben“. Der jetzige Besitzer Hanß Georg Traut, so schreibt Hartmann weiter, sei von seinem Vater her einer der zehn Miteigentümer gewesen. Diese zehn Meister hätten das Saalbachwasser jederzeit benützen können. Der Besitzer der gegenüberliegenden Schleifmühle, ein Waffenschmied, der auch Amtsbote in Bretten gewesen sei, habe diese an die zwei Gerber Autenrieth verkauft, die darin eine Stampflohmühl eingerichtet hätten. Darin wurde die Rinde von jungen Eichen und anderen Bäumen fein gemahlen. Die dabei entstehende Lohe ist sehr gerbsäurereich und fand bei der Gerberei Verwendung.

Diese Hartmann'sche Niederschrift wäre noch zu ergänzen durch den Hinweis des Müllers Traut vom Jahre 1713, daß während des pfälzischen Raubkrieges (1688 – 1697) „die Leut davon geloffen, auch die Walckmühl durch den feind ruinirt und abgebrochen worden“ und daß die Stadt Bretten die Walckmühle ihm, dem Hans Georg Traut, um den gleichen Pachtzins von 15 fl jährlich übergeben habe. Einzelheiten über diese

Anm. 20 Spez.Akten Bretten, Mühlen 1713 ff

Anm. 21 Stadtarchiv Bretten, S. 23

Anm. 22 Georg Wörner und Friedrich Withum, Die Zerstörung der Stadt Bretten vor 200 Jahren, Karlsruhe, 1889

Zerstörung, die sicher im Zusammenhang mit der Einäscherung der Stadt durch die Franzosen am 13. August 1689 erfolgt ist, sind nicht bekannt. Traut hatte im Jahre 1693 die Mülerei vorübergehend an den Nagel gehängt und war nach Sachsen gezogen. Anscheinend hat er aber dort nicht die richtige Existenzgrundlage gefunden und ist deswegen bald wieder zurückgekehrt (Anm. 23). Wie der Müller Traut in seinem Bericht vom Jahre 1713 weiter berichtete, habe in diesem Raubkrieg der Franzosen ein baierischer Offizier in Saalbach fischen wollen und habe oberhalb der Mühle das Wasser gestaut und dann durch die Wassergräben abgeleitet. Dadurch sei die ganze Wasseranlage zusammengerissen worden, so daß er, der Müller, für die Reparatur 219 fl habe aufwenden müssen, die ihm niemand ersetzt habe. Zwar seien die Stadt Bretten, die Gemeinde Rinklingen und die Rotgerber in Bretten als Inhaber der Lohmühle je zu einem Drittel verpflichtet worden, Frohnarbeit dabei zu leisten. Zuguterletzt habe aber er die ganze Arbeit allein bezahlen müssen. Lediglich das sei erreicht worden, daß die Rotgerber für jeden Tag, an dem sie die Lohmühl benutzen, ihm, dem Walkmüller, 15 Kreuzer (= 1/4 Gulden) zahlen mußten.

Nach neueren Akten des Stadtarchivs Bretten (Anm. 24) hat der Müller Hans Georg Traut unterm 18. 5. 1715 die Zahlung eines Bodenzinses von 15 fl erneut anerkannt. Seine Vorbesitzer, die Tuchmacher, mußten diesen Zins schon viele Jahre vorher entrichten.

Eigenartig ist, daß der Müller Traut, dessen Familie die Mühle etwa 160 Jahre besessen hat, ebenso wie seine Söhne, Enkel und Ur-enkel immer Bürger der Stadt Bretten waren (Anm. 23). Dabei liegt die Mühle einwandfrei auf Rinklinger Gemarkung und hat, wie wir gesehen haben, auch früher zu Rinklingen gehört. Nun war dieser Hans Georg Traut (1662 – 1731) ein Enkel des Johann Traut aus Dickenschied im Hundsrück, der vom Jahre 1649 bis zu seinem Tode im Jahre 1659 als reformierter Pfarrer und Inspektor in Bretten gewirkt hat (Anm. 25). Es war früher aber keine Seltenheit, daß ein auf

eine Mühle nach auswärts verziehender Bürgersohn weiterhin als Vollbürger und nicht als Ausbürger behandelt worden ist (Anm. 26). Wenn dieser dann gar Enkel eines angesehenen Pfarrers und Inhaber einer bisher städtischen Mühle war, dann ist es verständlich, daß man ihm und dann später auch seinen Nachkommen das Bürgerrecht belassen hat.

Nach dem Tode des Hans Georg Traut ging die Walkmühle auf seinen Sohn Daniel über, der aber bereits im Jahre 1734 verstorben ist. Dessen Witwe Anna Margarete geb. Hartmann verheiratete sich 1735 wieder mit Johann Heinrich Staufer, der dann die Mühle etwa bis zum Jahre 1757 betrieb, bis sein Stiefsohn Johannes Traut sein väterliches Erbe teils durch Erbschaft, teils durch Kauf selbst übernehmen konnte. Um diese Zeit war die Walkmühle mit einem Bodenzins von jährlich 15 fl an die Stadt Bretten sowie mit 12 fl Schatzung an die pfälzische Herrschaft belastet. Daneben wurde ihr wie allen anderen Mühlen in der Churpfalz eine sogenannte Wasserfallrekognition (Anerkennungsgebühr) von zunächst 2 fl dann sogar von 8 fl bzw. 7½ fl auferlegt (Anm. 27). Die pfälzische Hofhaltung war besonders unter dem verschwenderischen Kurfürsten Karl-Theodor immer aufwendiger und damit deren Kosten immer größer geworden, so daß jedes Mittel recht war, um Geld in die immer leere Staatskasse zu bringen.

Im Jahre 1762 hatte die Walkmühle einen Wert von 1400 fl. Um diese Zeit wurde sie teilweise in eine „Ohlig-Mühl“ (Olmühle) umgewandelt. Aber anscheinend war der Zustrom nicht allzu groß. Denn Johannes Traut schrieb in diesem Jahre: „gleichwoh-

Anm. 23 Dr. Otto Beuttenmüller, Alphabetisches Bürgerregister der Stadt Bretten von 1688 bis 1837, in Der Pfeiferturm, 1939/1940

Anm. 24 Abt. A Nr. 403, Die auf der Talmühle ruhende Bodenzinslast, 1881 ff

Anm. 25 H. Neu, Pfarrerbuch der evang. Kirche Badens, II, 1939 S. 614.

Anm. 26 Eberhard Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, 1892 S. 88

Anm. 27 GLA., Bretten-Amt, 132/234 – 236

len fast mein liebes Brodt vor mich, meine frau und Kinder auf dieser miserablen Ohlig-Mühl nicht ziehen, kaum ohngefähr sechs Wochen das gantze Jahr durch ohlig zu schlagen habe, weilen meine ohlig-Mühl sowohl von der Stadt Bretten, als Rinklingen abliegt.“ Da waren ja auch in unmittelbarer Nähe Brettens auf nichtpfälzischem Gebiet sechs Ölmühlen und in Bretten selbst „etwa zwey Bixe Schußweit ober dem Johannes Trauth“, wie Oberamtsschultheiß Pötz im Jahre 1772 schrieb, ebenfalls eine. Gemeint ist damit die Gottesackermühle, in die deren Besitzer Moritz Kolb „unbefragter Weise“ eine Ölmühle eingebaut hat. Inzwischen hat Traut dem Walkbetrieb und Ölmühle eine Hanfreibe und eine Tabaksmühle angehängt. Es war dies die Zeit des Merkantilismus, in der jeder Staat mit allen Mitteln versuchte, alle Bedarfsgüter nach Möglichkeit aus Rohstoffen des eigenen Landes herzustellen, um dann die Fertigwaren auszuführen. Auch der geringste Ansatz industrieller Entwicklung wurde von der Regierung mit allen Mitteln gefördert. Und dieses Bestreben kam dem Müller Traut zugute, als er seine Mühle so verändert hat. Der Tabakbau spielte zwar noch keine große Rolle. Nach seinen Angaben haben nur einige Krämer ein paar Zentner Tabak bei ihm mahlen lassen. Wie die Brettener Müller aussagten, stand er „in den ansehnlichen Mitteln.“ Er selbst behauptete zwar von sich im Jahre 1772, daß er „das saltz in eine magere suppe nicht verdient“ habe. Er könne in einem viertel Jahr die Ölfrüchte – es werden dies in erster Linie Mohn und Raps gewesen sein – mahlen, die ihm das ganze Jahr hindurch gebracht würden. Das Öl schlagen sei bisher seine Hauptnahrung gewesen, bis dann der Brettener Müller Kolb sich ebenfalls eine Ölmühle eingerichtet habe. Seine Walke hatte nur noch für einige Wullenweber bzw. Tuchmacher und drei Weißgerber zu arbeiten. Sein Ansinnen war deswegen, seine Hanfreibe, die auch keine wesentliche Rolle spielte, in eine Mahlmühle zu verwandeln. Die churpfälzische Regierung in Mannheim hat ihm unterm 1. 4. 1722 auch genehmigt, „seiner daselbst befindli-

chen Ölmühl einen Mahl- und Schehlgang“ anzuhängen mit der Einschränkung, daß er kein weiteres Wasserrad einbauen dürfe – er hatte bereits zwei – und daß er nur für die Einwohnerschaft von Rinklingen mahlen dürfe (Anm. 28). Die Rinklinger mußten sich bisher entweder in Bretten oder in Diedelsheim mahlen lassen. Die Brettener Müller, also die Inhaber der Gottesacker-, Spital-, Berg- und Weißhofermühle hatten sich arg gewehrt und vorgebracht, daß Bretten mit seinen 400 Haushaltungen kaum diese vier Mühlen ernähren könne. Auch der Erbbestandsmüller von Diedelsheim, Michael Hesselbacher, verwahrte sich. Ihm hat aber der Oberamtsschultheiß Pötz entgegengehalten, er solle sich mit den Diedelsheimern vertragen, dann würden ihm nicht so viele Leute davonlaufen. Die Rinklinger Einwohnerschaft war ebenfalls zunächst dagegen, weil sie beeinflusst von den Brettener Müllern, befürchtete, nachher nur noch bei der Talmühle mahlen zu dürfen.

Nachdem die Talmühle nunmehr wieder Mahlmühle, also Getreidemühle geworden war, galten für sie selbstverständlich auch die Bestimmungen der Mühlordnung, die als Titel 26 ein Bestandteil der churpfälzischen Landesordnung war (Anm. 29). Diese Mühlordnung war erlassen worden, um der „Bevortheilung unn Untreue etlicher Müller nach möglichkeit zuvorkommen, . . . auff daß einem jeden Arm und Reichen hierinnen billich widerfare, nemlich also dasjenige so einer zum Mahlwerck gelieffert, er dasselbige auch wider der gebür von den Müllern unverwechselt zurückbekomme.“ Jeder Müller war verpflichtet, die Einhaltung dieser Ordnung alle Jahr einmal an Eides Statt zu geloben. Da war u. a. festgelegt, ein Malter Korn (Spelz) zu 8 Simmeri (Anm. 30) 11 Sim-

Anm. 28 GLA, Spez. Akten Rinklingen, Mühlen 1777

Anm. 29 Churfürstl. Pfaltz Lands Ordnung, Heidelberg, 1657, S. 113 ff

Anm. 30 Malter, Simmeri, auch Simri oder Sester sind alte Getreidemaße, die teilweise heute noch üblich sind. Früher bestand ein Malter aus 8, seit der napoleonischen Zeit aus 10 Simmeri bzw. Sester, was einem Hohlmaß von 150 l entspricht

meri Mehl und drei Simmeri Kleie geben soll. Jedem Mahlkunden sollte das Recht zustehen, sein Getreide selbst zu mahlen bzw. beim Mahlen zugegen zu sein. Sofern einer aber nicht selbst dabei sein konnte, da war es dem Müller streng untersagt, dem Mehl irgend etwas zuzusetzen, zu ungelegener Zeit den Mühlstein zu behauen, das Getreide zu befeuchten usw. Wenn er seinen Mühlstein frisch geschärft hatte, mußte er zunächst sein eigenes Getreide mahlen, einmal um den Mahlgang wieder mit Mehl zu füllen, zum

mus, hatte sich eingehend mit der Verarbeitung der Wurzeln der Färberröte oder Krapp befaßt. Diese Farbpflanze ist in der Pfalz, auch im Oberamt Bretten, in steigendem Maße angebaut worden. Die Wurzeln wurden zunächst getrocknet, dann gemahlen und dann auf den leuchtend roten Krapp-Farbstoff verarbeitet, mit dem im vergangenen Jahrhundert die Franzosen ihren Soldaten die Hosen gefärbt haben und der heute als Alizarin künstlich hergestellt wird. Pötz hatte sich im Jahre 1768 auf der Höhe



Stauwehr der Rinklinger Talmühle

anderen um zu verhüten, daß das Mehl der Kunden „kiesecht“ wurde, d. h. daß kleine Steinsplitter in das Mehl geraten konnten. Besonders war anbefohlen, daß ein Müller beim Verkauf von „gerollter oder Kochgerste, sampt dem Habermehl, gestampftem Hiersenkern, und was dergleichen mehr zu deß gemeinen und armen Manns Haußgebrauch nötig, so durch die Müller bereit und zugerichtet“ nicht allzu großen Vorteil suche. Als Lohn erhielt der Müller das Multer, d. h. er durfte sich einen Teil des zu mahrenden Getreides einbehalten.

Oberamtsschultheiß Pötz, ein eifriger Anhänger des bereits erwähnten Merkantilis-

zwischen der Brettener und Diedelsheimer Gemarkung in den sogenannten Deichseläckern ein Grundstück von 8 Morgen erworben. Darauf hat ihm nach seinen Plänen Schlossermeister Hoff aus Mannheim eine kunstvolle Krappmühle mit Windantrieb gebaut (Anm. 31), die Johann Goswin Widder in seiner Beschreibung der Churpfalz vom Jahre 1786 noch lobend erwähnt. Bei Windstille sollte die Mühle auch durch Vieh angetrieben werden können. Ob sie aber das gehalten hat, was sich ihr Erbauer von ihr versprochen hat, ist nicht bekannt. Jeden-

Anm. 31 GLA, Pfalz, Generalia, 6820

falls kaufte Pötz im Jahre 1777 den Brettener Rotgerbern die Lohmühle auf der linken Saalbachseite um 780 fl mit allen Gerechtigkeiten ab (Anm. 32). Der Kauf wurde aber in aller Heimlichkeit vollzogen. Noch nicht einmal der unmittelbare Nachbar Traut wurde verständigt. Und gerade der hätte die Mühle aus naheliegenden Gründen selbst gerne erworben. Aber anscheinend war das nachbarliche Verhältnis zwischen ihm und den Rotgerbern ziemlich getrübt. Denn diese sagten aus, sie würden die Mühle noch nicht einmal um 1200 fl an Traut verkaufen (Anm. 33). Pötz wäre geneigt gewesen, ihm die Lohmühle zum gleichen Preis wieder zu verkaufen, forderte aber dafür, daß ihm Traut in seiner eigenen „Walck-, Öl- und Mahlmühle“ einen 25 Schuh langen Platz zur Verfügung stelle und ihm eine Krappdörre mit Stampfwerk einrichte. Traut fand aber die Pötz'sche Forderung zu hoch, wohl mit Recht. Denn so groß war die Mühle nicht, um neben den bisher schon vorhandenen Mahlwerken noch einen über 7 m langen und fast so breiten Platz für eine vierte Mühle abzutreten. Es kam zu Reibereien zwischen Traut und dem Oberamtschultheiß, wobei dieser den Müller vorübergehend sogar verhaften und sein Pferd beschlagnahmen ließ. Dazu kamen die Brettener Müller-Konkurrenten auf den Plan, vermutlich von Pötz dazu aufgerufen, um dem Talmüller das Mahlen für Brettener Einwohner unmöglich zu machen. Voller Verbitterung schrieb daraufhin Traut am 5. 5. 1777 an die Pfälz. Hofkammer: „Ich als ein Lands Unterthan, der zumahl auch noch Bürger der Stadt Bretten bin, und die Hälfte meiner Schatzung dorthin entrichte, soll allein für Bretten nicht mahlen dürfen und in diesen Puncten denen Ausländer nachgesetzt seyn? . . . Er (Pötz) ist Oberamt, ich Unterthan, daß heißt in sicherer Vergleichung, Er alles, ich nichts.“

Trotz scharfer Worte, die von beiden Seiten gebraucht worden sind, konnte Traut die Lohmühle auf der linken Seite der Saalbach, wie der Saalbach damals genannt wurde, doch hinzu erwerben, wenn er auch dafür 1500 fl, also fast den doppelten Preis

dafür zahlen mußte. Beim Kauf mußte er sich verpflichten, den Gerbern, soweit notwendig, ihre Rinde zu mahlen. Da kam ihm gelegen, daß Pötz von der churpfälzischen Regierung die Weisung erhielt, im Oberamt Bretten eine Tabakmühle zu errichten. Traut erklärte sich im Sept. 1779 „gegen einige Freiheiten“ sofort dazu bereit. Wie bereits erwähnt, hatte er einige Jahre vorher auf seiner Hanfreibe öfters Tabak gemahlen. Nunmehr baute er in seine Lohmühle auf der linken Bachseite eine Tabakmühle ein, die „mit einem wohleingerichteten Stampfwerk“ versehen worden ist. Im Mai 1780 ist der Umbau fertig geworden. Die churpfälzische Regierung sprach unterm 17. 10. 1780 die Tabakmühle „so lange sie in dieser Eigenschaft verbleibet, von aller Schatzung und recognition für jetzo und in Zukunft gänzlich frei.“ Außerdem wurde ihm das Recht zugebilligt, für seine Mahlmühle das Getreide in Bretten abzuholen und wieder zurückzubringen. Das war für ihn besonders wichtig, obwohl er bisher für Brettener Einwohner immer schon gemahlen hat, wenn auch gegen den Widerstand der Brettener Müller. Aber er konnte sich dieser überdies angefochtenen Vorrechte nicht allzulange erfreuen. Am 18. 3. 1781 bereits ist seine Tabakmühle „in Asche gelegt worde.“ Beim Mahlen der Lohe sei; wie Oberamtschultheiß Pötz berichtet hat, „der Trautische Sohn nachlässig von dem mahlen hinweg und ins Wirtshaus gegangen, der Lohe in der pfanne sich entzündet, und das feuer entstanden seye“. Im Hinblick auf den Wert seiner Mühle für die Umgebung, der zwar von Pötz bestritten worden ist, ist ihm bereits unterm 2. 5. 1781 von der Mannheimer Regierung das benötigte Bauholz hälftig aus dem Rinklinger und zur anderen Hälfte aus dem Brettener Wald zugesprochen worden. Hiergegen beschwerte sich vor allem die Stadt Bretten, die darauf hinwies, daß Traut das Bürgerrecht in Bretten „blos zu seinem sonstigen Vorteil in vorder Jahren

Anm. 32 Gemeindearchiv Rinklingen, Gewährbuch, 1777

Anm. 33 GLA, Rinklingen, Spez.Zunftsache, 1777

erworben" habe. Aber der Brettener Einspruch nützte nichts. Es erging nochmals der strenge Befehl, diesmal unter Strafandrohung, das Holz sofort abzugeben. Trotzdem war im Jahre 1787 erst ein Teil angewiesen.

Die bereits vorhandenen Reibungsflächen zwischen dem Müller und dem Oberamtsschultheiß wurden noch vergrößert durch Auseinandersetzungen mit dem Rinklinger Schultheiß Büchler wegen der Benützung der Wassergräben. Durch die Anordnung der Schleusen und der Wasserräder war fast keinerlei Möglichkeit vorhanden, das überschüssige Wasser abzuleiten. Das Wasser strömte durch die Schleusen und trieb manchmal die Wasserräder, wenn auch nichts zu mahlen war. Der Talmüller Traut hätte nun gerne sein überschüssiges Wasser durch die Wassergräben auf den zwei Bachseiten abgeleitet. Sonst bestand bei Überwasser die Gefahr einer teilweisen oder ganzen Zerstörung der Schleusen, der Wasserräder, ja der gesamten Mühlenanlage. Aber eine solche Ableitung war meistens mit einer teilweisen Überschwemmung des Wiesentals verknüpft. Wir können es deshalb verstehen, daß sich die Rinklinger Bevölkerung dagegen gewehrt hat. Zwar hat die Regierung dem Talmüller bei der Verleihung seines Privilegiums für die Tabakmühle das Recht eingeräumt, durch diese Gräben das überschüssige Wasser abzuleiten. Weil nun Traut in einem Ernstfall von diesem Recht Gebrauch gemacht hat, ist der Schultheiß persönlich in der Mühle erschienen, um ihn zu bestrafen und hat ihm hierbei als Pfand einen sogenannten Wagebalken ausgehoben, der zum Betrieb der Mühle unbedingt notwendig war. Der Grund eines solchen unbesonnenen Vorgehens, das zweifelsfrei im Einvernehmen mit dem Oberamtsschultheiß erfolgte, war aber nicht nur die Benützung der Wassergräben, vielmehr kamen konfessionelle Gegensätze gegenüber dem evangelisch reformierten Traut hinzu, wie sich aus einem Ausspruch des Oberamtsschultheiß Pötz einwandfrei ergibt und was in der Pfalz im 18. Jh. keine Seltenheit war. Aber trotz aller Schikanen erhielt Traut vom

jugen Pötz, der seinen Vater als Oberamtsschultheiß abgelöst hat, doch noch die Erlaubnis, die Abzugsgräben zu benutzen, und für seine Mühle durfte er sogar ein weiteres Wasserrad einbauen.

Nach Johannes Traut Tod richtete dessen gleichnamiger Sohn (1764–1837) in der bisherigen Lohmühle eine Gipsmühle ein, zum Mahlen des Gipses, den man in Keupersteinbrüchen geholt und gebrannt hat und der dann in gemahlenem Zustande als künstlicher Dünger verwendet wurde.

Bis weit ins 19. Jahrhundert besaß die Talmühle unterschlächtige Wasserräder, und zwar drei für die Mahlmühle rechts des Bachs und ein Rad für die Schleif-Loh- und Tabakmühle, die jetzt eine Gipsmühle war. Die Erkenntnis, daß die Wasserkraft durch überschlächtige Wasserräder, bei denen das Wasser von oben kommend auf die Schaufeln herabstürzte, besser ausgenutzt werden konnte, veranlaßte den Müller Traut zum Umbau seiner Mühle. Sämtliche Räder wurden überschlächtig gemacht. Bei dem verhältnismäßig geringen Gefälle zwischen Bretten und Rinklingen war dies nicht einfach. Es sind auch bald Beschwerden hierwegen eingegangen. Einmal beklagte sich der Gottesackermüller in Bretten, daß er zeitweise wegen Hinterwasser nicht mahlen könne, weil das von der Talmühle her gestaute Wasser nicht schnell genug abfließen könne und sein Wasserrad bremse. Tatsächlich hat der Saalbach auf der 990 m langen Strecke von der Gottesackermühle her bis zur Eichmarke an der Talmühle ein Gefälle von nur 27 cm (Anm. 34). An den Wasserrädern betrug das Nutzgefälle 2,75 m. Weitere Beschwerden gingen von der Gemeinde Rinklingen ein, weil der Müller öfters das gestaute Wasser durch die Wassergräben abgeleitet hat.

Nachdem sich die Talmühle durch fünf Generationen etwa 160 Jahre im Besitz der Familie Traut befunden hat, verkaufte sie Heinrich Jonas Traut (1803–1859), der Urenkel des ersten Besitzers aus dieser Fa-

Anm. 34 Badischer Wasserkraftkataster Nr. 18, Saalbach mit Kreßbach, Karlsruhe 1925

milie, am 4. 6. 1850 an Michael Belz aus Bruchsal. Nach dessen baldigem Tode heiratete seine Witwe Maria Anna geb. Steiner den Müller Anton Steiner. An ihn ist die Stadt Bretten im Jahre 1881 auf Veranlassung des Bezirksamts Bretten herangetreten, um den immer noch auf der Mühle lastenden Bodenzins abzulösen (Anm. 24). Aus den Gemeinderechnungen des 18. Jahrhunderts hätte sich schließen lassen, daß der Grund und Boden, auf dem die Mühle stehe, einst Brettener Eigentum gewesen sei. Und die Stadt habe den Platz der Wollenweberzunft zum Bau einer Walkmühle zur Verfügung gestellt. Nunmehr bestehe nach dem Gesetz vom 5. 10. 1820 (Anm. 35) die Möglichkeit, die Bodenzinslast von 17 fl. die umgerechnet 29,14 Mark betrage, mit dem 16fachen Jahresbetrag abzulösen. Unverständlicherweise lehnte der Müller Steiner ab. Er wollte lieber alles beim alten lassen. Er hätte aber nicht das schlechteste Geschäft bei der Ablösung gemacht. Die Brettener Stadtväter waren froh, daß es nicht so weit gekommen ist. Denn das Ablösungskapital hätte, wenn es angelegt worden wäre, nur knappe 20 Mark jährlich erbracht, während die Stadt an Bodenzins jährlich 29,14 Mark einnahm. Und sie hat diesen Betrag trotz Inflation und Währungsreform bis zur Gegenwart eingenommen. Der heutige Talmüller, Karl Neff, zahlt ihn noch in gleicher Höhe wie sein Vorgänger Steiner in den achtziger Jahren. Nach dem Tode Anton Steiners verkaufte Leopold Steiner die Mühle an den Brettener Müller Wilhelm Härdt, der sie wiederum im Jahre 1903 an Karl Neff aus Hilsbach weiterveräußert hat. Dieser baute sie im Jahre 1905 in großzügiger Weise um. An Stelle der vier überschlächtigen Wasserräder wurde ein großes Wasserrad mit einem Durchmesser von 2,80 m und einer Breite von 2,25 m eingebaut. Auch das eigentliche Mahlwerk wurde ganz erneuert. Die alte Gipsmühle und die Hanfreibe auf der linken Bachseite wurden schon längst nicht mehr benützt

und dienten nur noch landwirtschaftlichen Zwecken. U. a. hatte Neff dort eine Dreschmaschine aufgestellt, die durch eine lange Welle quer über den Bach vom Mühlwerk auf der rechten Bachseite angetrieben worden ist.

Nachdem die Mühle so modernisiert worden war, erfüllte sie wieder treu und brav ihre Aufgabe als Mahlmühle für die Rinklinger Einwohnerschaft, teilweise auch für die der benachbarten Ortschaften, vor allem Dürrenbüchig und Sprantal. Die meisten Mahlkunden brachten ihr Getreide selbst zur Mühle und holten es auch wieder selbst ab, sofern dies nicht der Müller besorgt hat. Viele haben auch ihren Weizen oder ihr Korn selbst gemahlen, d. h. sie haben ihre „Frucht“ solange aufgeschüttet, bis diese restlos ausgemahlen war und das Mehl sich im Kasten angesammelt hat. Ein mancher Rinklinger wird vielleicht voller Wehmut zurückdenken, als er hierbei in den längeren und kürzeren Pausen dem Wasser oder dem Wasserrad zugeschaut oder gewartet hat, bis ihm das Essen von einem seiner Angehörigen gebracht worden ist.

Während des zweiten Weltkrieges stand die Mühle still, solange der junge Müller Karl Neff Soldat war. Was für einen schweren Stand seine Familie hatte, als bei Kriegsende französische Soldateska und russische Fremdarbeiter die Gegend terrorisiert haben, ist bereits oben erwähnt worden.

Nunmehr ist die Mühle von der Technik überrundet worden, und der Müller Neff kann gesundheitlich seinen Beruf nicht mehr ausüben. Seit geraumer Zeit ist Ruhe in der Mühle eingekehrt. Nur das Rauschn des Wassers, das durch die geöffneten Schleusen hinabstürzt, ist zu vernehmen. Aber das Wasserrad steht still. – Ob seine und der Mühle Stunde geschlagen hat?

Anm. 35 Regierungsblatt 1820 S. 109

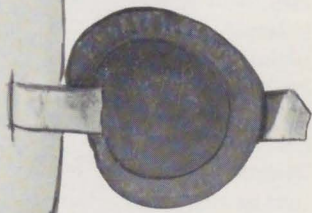


Am Wasserrad der Rinklinger Talmühle

Urkunde vom 21. 1. 1313

Allen den, die disen brief sehent, oder ho(e)rent lesen, tu(o)n ich Reinhart Knoer von Ohsenberg, kunt, unde vergihe offentlich an diesem brief, daz ich willeclich, unde mit bedahtem mu(o)t, hab gegeben, min muli ze Ringelingen, den ersamen Herren, dem abber, unde der samenunge gemeinlich, von Mullenbrunnen, grauues ordens, Spirer Bistum, ze habenne, unde ze niezenne, mit allem dem reht, als ich si da her, geerbet, unde gehabt habe, zu einem selgere(a)te mir unde miner mu(o)ter, unde aller miner vordern, also daz die vorgenanten herren von Mullenbrunnen, von der vorgenanten mulistat alliu jar, min unde miner mu(o)ter, unde aller miner vordern, jargezit, suln begen, in der samenunge, eweclich, an sant Thomas tage vor Winnachten, mit eines pfundes wert fische, als verre es gereichen mag, an alle widerrede. Ich verzihe ouch vur mich selben, unde vur alle min erben, alles des rehtes, daz ich oder min erben, an der vorgenanten mulistat, haten oder haben mohten oder solten, also daz ich unde min erben, sie niemer suln geierren an der selben mulistat noch bekummern, noch beklagen, weder an geistlichem, noch an weltlichem gerieht. Unde daz diz alles war si, un stet belibe, do schu(o)f ich der vogenant Reinhart disen brief, gescriben, unde mit minem insigel, besigelt, zee einem urkunde, unde ze einer vestenunge, alles des hie vor gescriben stat, diz geschah, unde dirre brief, wart gegeben, do man zalt, von gotes geburt druzehnhundert jar, in dem drizehenden Jar, an sant agnesen tag.

Ich der die disen brief schon dar hant lesen, ein uf. Einmal. Einmal. Von oberberg, kunt. Von vorge offentlich
an disen brief. Das ich vollich, in mit bedulden mit hab geschehen, in mit zu zungesingen. Den ersten brief
den .. aller. Von der stimmung gemensch. Von Mulenbrunnen, Brunnen odens. Etwas. Etwas. Zu salome. In
zu meime, mit allen den Leuten, als ich si. Da her, geber, in schalt habe, zu einem eigewete, mir. Unde
mmer nicht, in aller mmer vaden, alle. Das die vengamen heren, von Gulenbrunnen, von der vengamen
Muller, allen her, in, in mmer nicht, in aller mmer vaden, in gesat, sich begen, in der samnungse,
erwech, an sinte thomas tag, von vinnshen, mit eines pfundes wart fische, als vore es gerachen
mags, in alle widerred. Ich vorge ouch vor mich selbey, in vor alle mit erben, alles des Leuten,
das ich, der my erben, an der vengamen Muller, haren, der haben mehrer, der salen, also, das ich,
in my erben, so mmer sich, geieren, an der selben Muller, noch bekummen, noch betlegen, weder
an Gaphen, noch an nachlichen gericht. In das dy alles vor si. In stet belibe, so schuf ich,
der vengamen. Einmal. Disen brief, geschehen, in mit minen pfuges besiget, zu einem vintide,
in zu einer vstoung, alles das he vor geschehen stat, Dis geschach, in durre brief, vore
geschehen, so man zalt, von godes geburt druzehundert jar, in dem druzehundert jar, an sint
agnosten tag ..





Am Pfeiferturm

Ein Beitrag zur Brettener Mundart

von Elfriede Letterer

Vorwort

Die folgenden Ausführungen wollen und sollen nicht eine vollständige wissenschaftliche Darstellung der Brettener Mundart sein - - - das wäre Aufgabe einer Dissertation, die eine gründliche Schulung und Ausbildung voraussetzen würde, um die hier nur ange-deutete Stoffsammlung zu erweitern und nach sprachwissenschaftlichen Grundsätzen auszubauen. Es handelt sich hier - wie das Thema zeigt - nur um einen Beitrag zur Brettener Mundart.

Aus der Vielfalt sprachlicher Betrachtungsweisen können darum nur einzelne charakteristische Beispiele ausgewählt werden. Beispiele, die das Anderssein gegenüber der Hochsprache deutlich hervorheben.

Ich selbst bin in der Brettener Mundart nicht aufgewachsen, bin also auf immer erneutes Hören angewiesen. Das mag wohl auch wieder ein Vorteil sein, denn eben dieses Hörenmüssen schärft die Aufmerksamkeit und hebt die Abweichungen von der Hochsprache schärfer hervor, während der in der Mundart Aufgewachsene auf solche Abweichungen meist weniger achtet.

Der Versuch, einen hochdeutschen Text oder Einzelwörter in mundartlicher Form vorsprechen zu lassen und das Ergebnis schriftlich wiederzugeben, stößt auf Schwierigkeiten verschiedener Art:

1. Das hochdeutsche Schriftbild beeinflusst unwillkürlich die mundartliche Lautgebung.
2. Der hochdeutsche Text verlangt eine andere Intonation (Satzmelodie) als die mundartliche Sprechweise.
3. Der hochdeutsche Text weicht im Satzbau wesentlich von der mundartlichen Sprechweise ab.

4. Es ist fast unmöglich, mundartliche Sprechweise mit den hier zur Verfügung stehenden Lautzeichen wiederzugeben. Da keine speziellen Aussprachebezeichnungen gegeben werden können, muß im Zweifelsfall (z. B. bei Lauten, die zwischen a und o liegen) der Laut angegeben werden, auf dem das Schwergewicht liegt. Auch hierbei gibt es keine eindeutig feststehende richtige Lösung. Die Mundart ist kein starres Gebilde, sie lebt und entwickelt sich. So mancher Ausdruck, manche Wortfügung, ja sogar die Lautgebung, die der alten Generation noch durchaus geläufig waren, werden von der Jugend durch äußere Einflüsse verändert, vergessen oder gar belacht.

Ziel dieser Arbeit soll es nun sein, die Quellen der Brettener Mundart aufzudecken, ihre Eigenart zu verdeutlichen und ihr Verhältnis zur Hochsprache aufzuzeigen.

Kraichgauer Mundart

Können wir überhaupt von einem Kraichgaudialekt sprechen? Der Kraichgau ist sowohl geographisch als auch völkisch ein Übergangsland. Er liegt zwischen Nord- und Südbaden, zwischen Franken und Alemannen. E. Fehrle reiht den nördlichen Kraichgau noch in das südfränkische Sprachgebiet ein, während er den südlichen Teil zum alemannischen Sprachgebiet rechnet. Wir haben es also im Kraichgau nicht mit einer einheitlichen völkisch gebundenen Mundart zu tun, sondern mit einem Gemisch aus verschiedenen Mundarten. Da außerdem die Sprache nicht nur vom Volkstum, sondern auch weitgehend von der politischen Zugehörigkeit abhängt, ist diese Aufsplitterung in verschiedene Mundarten umso besser zu verstehen,

Anm. Vergl. hierzu Carl Krieger, *Kraichgauer Bauerntum*, Bühl 1933.

denn der Kraichgau war nie in einer Hand, sondern politisch immer völlig zerrissen. Betrachteten wir z. B. die politische Karte von 1806, so erkennen wir deutlich diese Zerstückerung. Bretten gehörte zur Kurpfalz, die Ortschaften südlich und westlich zu Baden-Durlach, die Ortschaften nördlich von Bretten zum Bistum Speyer, und alles was östlich und südöstlich lag, gehörte zu Württemberg.

Der Bevölkerung dieser Gegend gemäß ist die hiesige Mundart eine Bauernsprache, die durchsetzt ist von ländlichen Begriffen, Ausdrücken und sinnfälligen Wortbildern. Die Bevölkerung hat nicht das Gefühl, daß ihre Mundart unschön sei; sie bedient sich ihrer auch im Umgang mit städtischen Menschen gern und ungezwungen. Die Frauen sind meist „einsprachig“ das heißt sie gebrauchen die reine Mundart, die bei ihnen melodischer klingt als beim Mann. Die Männer sind meist „zweisprachig“ das heißt durch den häufigeren Umgang mit Fremden und im Berufsleben haben sie sich städtische und hochdeutsche Ausdrücke angewöhnt. Allerdings macht bei ihnen die Hochsprache einen holprigen, erzwungenen Eindruck, weil sie sich darin nicht heimisch fühlen. Daheim wird allgemein nur Mundart gesprochen. Ein Mensch, der sich im Alltagsleben nicht der mundartlichen Umgangssprache bedient, gilt leicht als eingebildet oder wirkt gar lächerlich.

Die Mundart ist nichts Starres, Totes, sie ändert sich von Generation zu Generation. Klangfarbe und Aussprache sind Schwankungen unterworfen, alte Worte sterben aus, neue werden gebildet. Manche Worte, die noch vor 50 Jahren gebräuchlich waren, sind heute unbekannt. Zum Beispiel sagt man statt „i han“ heute „i heb“

statt „s lait“ heute „s liegt“

statt „riib, raab, niib“ heute „riw-
wer, runner, niwwer“.

Wir können die Mundart also nicht so festlegen wie die Hochsprache.

Abstrakta in der Mundart

Die Mundart hat nicht so viele Abstrakta wie die Hochsprache. Das darf jedoch niemals

als Werturteil aufgefaßt werden, denn die Hochsprache ist nicht wie die Mundart natürlich gewachsen. Sie verdankt ihren Reichtum an Abstrakten den großen Sprachgestaltern des Hochdeutschen, den Dichtern und Denkern. Der Bauer versinnlicht seine Abstrakta, er drückt sie durch gegenständliche Dinge aus, die ihm bekannt sind z. B.: Hochmut – Gickel; Heimweh – Hamkranket; aufgeregt – hinnerefix; unüberlegt – iwwerhernisch; rechtschaffen, tüchtig sein – net u-ewe sein; oft – all ritt.

Der Kraichgaubauer macht also, wenn irgend möglich, seine Abstrakta konkret. Das entspringt jedoch nicht, wie fälschlich angenommen wird, einer Rückfälligkeit des Bauern in das Dinglich – Materielle aus Mangel an Geistigkeit, sondern einer starken Abneigung des Bauern gegen alles Abstrahieren. „Abstrahieren heißt, bei der Beschreibung eines Dinges von manchen seiner Eigenschaften absehen, um Vereinzelt hervorzuhoben (z. B. die Größe, während die Farbe und das Gewicht unberücksichtigt bleiben)“.

Dem Bauern, der so im Existenziellen lebt, ist diese Art der Betrachtung fremd. Um den Abstrakten stärkeres Leben zu verleihen, gibt er ihnen eine gleichnishafte, bildhafte Form.

Anm.: Vergl. hierzu Carl Krieger, Kraichgauer Bauertum, Bühl 1933.

Abstammung der Bevölkerung Brettens

Rein völkisch gesehen gehört Bretten in das fränkische Gebiet. Es ist allerdings anzunehmen, daß beim Vordringen der Franken in dieses Gebiet nicht alle Alemannen verdrängt worden waren, sodaß immer noch eine alemannische Schicht da war. Nun blieb aber das Gebiet nicht rein fränkisch, namentlich das Schwäbische Volkstum drang von der nahen Grenze immer mehr ein. Hierfür gibt es verschiedene Gründe:

1. Zeitweiliger starker Bevölkerungsrückgang
Er wurde hauptsächlich verursacht durch Seuchen, Kriege (30jähriger Krieg und Franzoseneinfall 1689) und Auswande-

rung. Die dadurch entstandenen Lücken wurden zum größten Teil aus den stark bevölkerten schwäbischen Gebieten aufgefüllt. Auch aus der Schweiz, aus Frankreich und Holland kamen Einwanderer hierher.

formierten Minderheit, während die zahlreiche lutherische Gemeinde hier keine eigene Kirche hatte. Die gegenseitige Abneigung und Feindschaft ging so weit, daß Lutheraner es vermieden haben, reformierte Mädchen zu heiraten und lieber



Melanchthonstraße mit Dachreiter-Uhrtürmchen (Aufnahme um 1925)

2. Einheirat, meist konfessionell bedingt. Vor der Unionierung der evangelischen Kirchen in Baden standen sich in Bretten die Anhänger der lutherischen und die der reformierten Kirche fast feindlich gegenüber. Hier in Bretten überwog bei weitem die lutherische Richtung, obwohl die kurpfälzische Regierung reformiert war. So gehörte z. B. die Kirche in Bretten zur re-

sich vom benachbarten schwäbischen Gebiet lutherische Frauen holten. Mit der Zeit wurde das allgemein gebräuchlich, sodaß wir heute kaum noch eine alteingesessene ehemals lutherische Brettener Familie finden, die nicht in einem oder mehreren Zweigen aus dem schwäbischen Gebiet stammt.

Bei der Durchsicht des Bürgerregisters der Stadt Bretten von 1688 – 1837 ergibt sich ein aufschlußreiches Bild über die Zusammensetzung und Herkunft der Bevölkerung Brettens.

Von 330 Familien stammen:		
Aus Schwaben	98	29,7 0/0
Aus der näheren Umgebung von Bretten	81	24,5 0/0
Aus Altbretten	40	12,1 0/0
Aus der Schweiz	32	9,7 0/0
Aus der Pfalz	32	9,7 0/0
Aus Franken	14	4,3 0/0
Aus d. sonstigen Deutschland	18	5,5 0/0
Aus außerdeutschen Ländern	15	4,5 0/0
	330	100 0/0

Bedenken wir nun noch, daß auch die nähere Umgebung von Bretten zum großen Teil schwäbisch war, so zeigt es sich, wie groß der blutsmäßige schwäbische Anteil an der hiesigen Bevölkerung ist. Es kann nun nicht mehr wunder nehmen, daß auch in die Sprache manches aus dem schwäbischen Sprachgut eingedrungen ist.

Durch die Zugehörigkeit Brettens zur Kurpfalz drang außerdem pfälzisches Sprachgut in die Brettener Mundart ein, denn die aus der Pfalz stammende Beamenschaft siedelte sich mit ihren Familien in Bretten an, dadurch wurde manches aus ihrem Sprachschatz übernommen.

aus Schwaben



Umgebung von Bretten



Altbretten



Schweiz



Pfalz



sonstiges Deutschland



Franken



außerdeutsche Länder



Abstammung der Bürger Brettens

nach dem Bürgerregister von 1688–1837

Auslese mundartlicher Wörter und Ausdrücke

Diese Wörter und Ausdrücke sind teilweise nicht nur in Bretten, sondern auch in anderen Kraichgau-Orten gebräuchlich.

Der besseren Lesbarkeit wegen behalte ich für die Aussprache „schb“ und „schd“ die Schreibung „sp“ und „st“ im Anlaut bei.

Bäume und Sträucher, Obst und Beeren

Birebom m.
 Brumbe (l) f.
 Erb'l f.
 Grusselbeer f.
 Hanstraube f.
 Holler m.
 Imber f.
 Kerschde f.
 Keschde f.
 Pfersching m.

Birnbaum
 Brombeere
 Erdbeere
 Stachelbeere
 Johannisbeere
 Holunder
 Himbeere
 Kirschen
 Kastanie
 Pfirsich

Weiblume f.
Zwegschde f.

Flieder
Zwetschge

Nutzpflanzen

Dickrübe f. Runkelrübe
Dinkel m. Spelz
Frucht f. Getreide
Grumbiere f. Kartoffel
Magsome m. Mohn

Blumen und Kräuter

Feldmäge m. Klatschmohn
Gichtrose f. Pfingstrose
Gugucksblume f. Waldanemone
Hienerdarm m. Vogelmiere
Milichbusch m. Löwenzahn
Säuhore n. pl. großer Wegtritt
Schmalzblume f. Sumpfdotterblume
Storcheblume f. Wiesenschaumkraut
Schatterhai n. Schachtelhalm
Sternblume f. Narzisse
Supfen f. Taubnessel
Zehblecker m. Stiefmütterchen
Zengesel f. Brennessel

Tiernamen

Dauwesteßer m. Habicht
Gälemer m. Goldammer
Gärret m. Gänserich
Hatzel f. Elster
Herrgottskäfer m. Marienkäfer
Hornaußl f. Hornisse
Hornschröder m. Hirschkäfer
Hutsch m. Fohlen
Ihme f. Biene
Imese f. Ameise
Loos f. Mutterschwein
Mugg f. Fliege
Pfreme f. Stehmücke
Quatt m. Engerling
Steinesel m. Kellerassel
T(d)odevogel m. Käutchen
Wefze f. Wespe
Wiehler m. Maulwurf
Ziffer n. Kl. Haustiere

Bäuerliche Betätigung

ausgeize
boßle Schöbllinge entfernen
unzusammenhängend
arbeiten
dumme
eiblieme hurtig arbeiten
neigewe einsäen
Futter in den Trog
schütten
räten sieben
rumkrautere nicht zusammenhände
Feld-u. Gartenarbeit tun
schoren umstechen
wuhlen viel arbeiten
zaggere pflügen

Bäuerliche Geräte

Karst m. Hacke
Maltersack m. Getreidesack
Pfolhobe f. Pfalhaue
Reff n. Getreidesense
Reithauge f. schwere Hacke
Simere n. Getreidemaß
Zoine f. größerer Korb

Umgang mit Tieren

Hischt links
hot rechts
huif zurück
oha halt
stät langsam
bieb, biebs Lockruf für Hühner
huß, huß Lockruf für Scheine
wack, wack Lockruf für Enten
wile, wile Lockruf für kl. Gänse
wuß, wuß Lockruf für gr. Gänse

Haus und Hof, Hausrat

Backmulde f. Holztrog für Teig
Bettlade f. Bettgestell
Blafo (Plafond) n. Zimmerdecke
Brothange f. Hängegerüst für Brot
Dachtraf m. Dachtraufe
Decket f. Deckbett
Ern m. Hausgang
Glufe f. Stecknadel
Handhewet f. Handgriff an Korb
Kächele n. kleine Schmelzpfanne
Katzelaaf m. oberer Scheuneboden
Kendel m. Dachkanal
Leilich n. Leintuch
Mistlache f. Jauche
Schopf m. Schuppen
Schranne f. Bank für Wassereimer
Stoßtrog Futtertrog

Kleidung, Gewebe

Breisle n. Bund an Hemden usw.
Brusttuch n. Weste
Dapper n. pl. Hausschuhe
Dobehendschich m. Fausthandschuhe
Drillich m. 3 fach gewebtes Tuch
Kittel m. Jacke
Lumbe m. Tuch, Lappen
Peter m. Frauenkittel
Zwillich m. 2-faches Gewebe

Verwandschaft

Bäse n. Tante, Patin
Freundschaft f. entferntere Verwandte
Gettle n. Patin, Tante
Geschwisterkinner n. pl. Vetter und Base
Pfetterich m. Pate, Onkel

Essen und Trinken

Berches m. kleiner weißer Stollen
Bibbeleskäs m. weißer Käse (Quark)

Faschtebrezel f.	Laugenbrezel
Ihmes m.	Mahlzeit (von Imbiß)
Klepperlestee m.	Schlaftrunk f. Säuglinge
schnaige	im Essen herumstochern
Trinkes n.	Most oder Wein
Vesper n.	Zwischenmahlzeit
Vorlaafprot n.	halbweißes Brot

verhobasse	versäumen
verkomme	begegnen
vertopfe	entgehen
visitiere	durchsuchen
wergle	wälzen
zowle	an den Haaren ziehen

Körperteile

Ankl f.	Nacken
Augzah m.	Weisheitszahn
Blätsche f.	verzogener Mund
Dobe f. pl.	Hände
Gangodere f.	Kniekehle
Gerwel m.	Wirbel auf dem Kopf
Knetterle n.	Fußknöchel
Lefze f.	Lippe
Stockzahn m.	Backenzahn

Tätigkeitswörter

abrackere	sich abschaffen
abzacke	kürzen, beschneiden
ahewe	beginnen, anhalten
amichle	täuschen
astelle	laut jammern
antdo	etwas entbehren
batsche	ausklöpfen, klatschen
beze	maulen
bhäbt	dicht schließend
bockle	Geräusch machen
brutle	murrend schelten
buddle	Drekarbeit tun
daie	wiederkauen
datsche	klatschend aufschlagen
eimeere	Sauerteig machen
gilfe	gellende Laute ausstoßen
glunkere	Glieder hängen lassen
gumpe	Wasser pumpen
gruppe	kratzen, pfuschen
gruwle	bohren, graben
hamgewe	zurückgeben
huife	zurückweichen
jomere	jammern
kiffere	Hartes beißen
knarfle	knirschen
korgle	rollen
krebsle	klettern
kujoniere	drangsalieren
lehne	leihen
leppere	im Wasser planschen
lobbere	festes hin- und herbewegen
mampfe, moffle	kauen m. vollen Backen
noddle	festes hin- und herbewegen
plotze	plötzlich fallen
owerhewe	anhalten
raitle	zusammenschnüren
rauwerke	raue Arbeit tun
rumknefe	nörgeln
schrän:ge	übereinanderlegen
schwittisieren	ausgehen
sinniere	grübeln
vergunne	mißgönnen

Eigenschaftswörter und Umstandswörter

ahewe	allmählich, anfangs
albacke	altmodisch
anneweg	immerhin
bocksbeinich	widerspenstig
daabohrich	taub
dappich	dumm, ungeschickt
dehmer	dämmerig
deszeweg	deswegen
dormlich	schwindelig
gattich	günstig, brauchbar
gozich	einzig
g'ring	schwach, schlecht
helinge	heimlich
hannich	versalzen
hemmedich	im Hemd
hinnerefir	aufgeregt
hüpfelich	nervös
iwerhernisch	unüberlegt, läh
iwerzwerch	querköpfig
kammaschich	jemand durcheinander machen
katzegroh	grauhaarig
kellschblo	blaugefroren
knitz	durchtrieben
kohlrabeschwarz	tiefschwarz
krautich	frech, keck
leis	ungesalzen
letz	verkehrt
liddyrich	krank oder schlecht
lobber	lose
lummericch	nicht straff, weich
massich	jäh und unbeherrscht
nackedich	nackt
oidärmlich	schwächlich
oizecht	einzel
olwer	albern
paforscht	keck, beherzt (par force)
quattle	unbeholfen gehen
rachgierig	raffgierig
raubauzich	rauh
raubüche	grob, unverwüstlich
rebbich	mit Krätze behaftet
roi	rein, zart
schep	schief
ugattich	nicht geeignet
weger	wahrhaftig
winsch	windschief
zesserich	schlechtgeraten
zipfelsinnich	überreizt sein
zundrot	ganz rot

Bezeichnung für Richtungen

hinnerschich	rückwärts
nore (gehen)	vorwärts
set	dort

verre vor
verschich vorwärts

Zeitbestimmungen

alleweil jetzt
allbott ab und zu
allfort immer
jetzert jetzt
nochert nachher
nord (ich) nachher
selbichsmol damals
unner de Zeit zwisch. den Mahlzeiten

Witterung

Gaiseschinner Nordostwind
niwle fein regnen
Schloße f. pl. Hagel
Suttlwetter anhalt. Regenwetter

Krankheiten

Auszehrung f. Schwindsucht
Blätze m. Grind, Schorf
Blodere f. Blasen (Brandbl.)
Brand (an Wunde) Blutvergiftung
dadderich zitterig
Gerstenkorn Entzündung der Augenlieder
Gichter pl. Krämpfe
Gluckser m. Schluckauf
Leibschaden m. Leistenbruch
Pfißes m. Erkältung
Wochedöpl m. Entzündg. der Ohrspeicheldrüse

Verschiedenes

Rolle großer meist runder Gegenstand
Ding, Dinger, Dingere Personenbezeichnung im guten und weniger guten Sinne
Duck Tücke
duschder dämmerig
Gäh hunger Heißhunger

Gfräs kleines oder schlechtes Zeug
Gickel Hochmut
Gratl Einbildung
Gschbautz Leichtigkeit
Krummholz Wagner
Loime Lehm
Massion Masse, Menge
meiner sechs Ausdruck der Verwunderung
seller, selle jener, jene
Spuchte spiele Possen spielen
Vorsetz abendl. Zusammenkunft zu Arbeit und Unterhaltung
Zelige Hauptäste an einem Baum (früher Feldflur)

Schimpfworte

(Die größten und landläufigsten Schimpfworte wurden weggelassen)

Bese liederliche Frau
Dorgl kleine Person
Grubber Pfuscher
Hundsknoche hinterhältiger Mensch
Kappenagl überzwercher Mensch
Laster bössartige Frau
Orschl einfältige Frau
Reche üble Frau
Scherwe unansehnl. Person
Schode gerissener Kerl
Zähweddl geiziger Mensch
Buddl schmutz. Person
Freßlöser Vielfraß
Hobenase Krummnase
Kanof hinterhältiger Mensch
Muscher weiblicher Schimpfname
Schneberle geschwätziger Mensch
Reff üble Frau
Saumage grober Mensch
Sparrefandl, Westrich überspannter Bursche
Westerrich ungehobelter Bursche

Beispiele aus der Brettener Mundart

Hochdeutsch

Ich habe kein Geld.
Hast du kein Geld?
Wir haben Holz geholt.
Habt ihr schon Holz geholt?
Ihr habt ja noch nichts gegessen.
Er sagte, er dürfe nicht mehr so spät heimkommen.
Ich war in Gondelsheim.
Ich würde gern ins Kino gehen, aber ich habe kein Geld.
Karls Mutter kann heute nicht kommen.
Der Blumenstrauß hält aber lang, am letzten Sonntag
hollen wir ihn im Burgwäldchen
Auf unserm Ackerboden steht vorn ein Apfelbaum und
hinten ein Birnbaum.
Der Lehrer dieser Kinder . . .
Wir hatten beim Lehrer Bauer rechnen, da las einer
ein Buch. Als das der Lehrer sah, wollte er es unter
die Bank schieben.

Brettener Mundart

I heb koi Geld.
Hasch koi Geld?
Mir henn Holz kholt.
Henda scho Holz kholt?
Ihr hent jo no nix gesse.
Er hat gsagt, er därfi nimmeh so schbät hoimkomme.
I bin z' Gundelse gwest.
I dät gern ins Kino geh, awwer i heb koi Geld.
Em Kalle sat Mudda kann hait net komme.
De Blumeschtrauß halt awwer lang, em voridbe Sundid
hemma'n em Burgwäldle kholt.
Uff unserm Eggerle steht vorne 'n Epfelboom unn
hinne 'n Biereboom.
Denne Kinna ihre Lehrer . . .
Ma henn beim Lehrer Bauer Redna khat, do hat
oina e Bu:ch glä:se. Wo de Lehrer des gsä hat,
haddas unnat Bank schiewe gwellt.

Hochdeutsch

1. Heute Abend gehen wir an den Bahnhof und holen deine Paten ab.
2. Hoffentlich haben sie etwas mitgebracht.
3. Wenn nur das Wetter hält.
4. Da unten von Dürrenbüchig her kommen schon Regenwolken, es weht ein kühler Wind.
5. Als Onkel Leonhard und Tante Josefine letztes mal bei uns waren, regnete es zwei Tage lang ununterbrochen.
6. Wir Kinder waren natürlich recht ungeduldig und unleidlich und stellten fast das Haus auf den Kopf.
7. Die Tante, die einen solchen Umtrieb nicht gewohnt war, seufzte: Es ist ein Jammer mit euch Kindern!
8. Der Karl ist doch ein sehr böser Bub und der Fritz auch.
9. Wir bereuten schon, daß wir gekommen sind — gelt, Onkel?
10. Warum habt ihr nur so sehr geschrien und getobt?
11. Wir Kinder waren sehr niedergeschlagen, und Karl verzog den Mund zum Weinen.
12. Da sagte die Tante: Komm' Karl, hör jetzt auf zu weinen und hilf mir tragen, sonst falle ich noch mit dem Korb die Treppe hinunter.

Brettener Mundart

1. Hait owed gehma en de Bohof un hole dai Pade ab.
2. Hoffendlich hense ebbes midbrocht
3. Wann numme s'Wedda halt!
4. Do unne von Därrebieche hea komme scho Rägewolge, sweht en kalda Luft.
5. Wo da Unkl Lehnat un d'Dande Tschosel em letsche mol do ware, hats zwa:i Dag lang O:ha:ldend g'rägat.
6. Mia Kinna ware nadirlich arig ugeduldich un ugezoge un hen beinah sunnerscht z'ewwerscht kehrd,
7. D'Dande, wo so e Uruh net g'wehnt war, hat schwer gseifzt: 's isch en Johma mit aich Kinna!
8. De Khall isch doch en arg(a) besa Bu un de Fritz grad eso.
9. Ma hen scho berie (beraue berait), daß ma komme sin - gell Unkl?
10. Warum henda blos so arig g'schraue (g'schrie) un gedobt?
11. Mir Kinna sin arig gloilaut worre un de Khall hat e Blä:dsch nodrickt.
12. Do hat d'Dande gsagt: Komm, Khall, hea uff z'haile un drag ma helfe, sonscht fliege no samd em Korb (Zoine) d'Stege (Staffel) nunna.

Abwandlung der Hauptwörter

Verschiedene Wörter haben in der Mundart einen anderen Artikel als in der Hochsprache. Folgende Wörter sind in der Mundart männlich:

die Angel	der Angel
die Luft	der Luft
die Bank	der Bank
die Butter	der Budda
das Gift	der Gift
die Locke	der Lock
die Tücke	der Duck
die Hornisse	der Hornaußl
die Larve	der Quatt
die Schnake	der Schno:k
die Goldammer	der Gälemer
das Fohlen	der Hutsch
die Kellerassel	der Stoiesel

In der Mundart weiblich ist:

der Bach	die Ba:ch
----------	-----------

Umlaut starker Hauptwörter in der Mehrzahl

Tag	Tage	Dag	Däg
Hund	Hunde	Hund	Hind
Arm	Arme	Arm	Ärm

Mehrzahlzeichen „er“ bei einsilbigen sächlichen und männlichen Hauptwörtern

Ding	Dinge	Ding	Dinga(er)
Stück	Stücke	Schdig	Schdigaa(er)
Hemd	Hemden	Hemd	Hemeda(ar)
Bett	Betten	Bett	Bedda(er)
Stein	Steine	Schdoi	Schdoina(er)

Der „Wessen“-Fall ist sowohl in der Einzahl wie in der Mehrzahl verschwunden und wird durch Umschreibung ersetzt.

Beispiel: die Mutter der Kinder — de Kinna ire Mudda.

Im „Wem“-Fall der Mehrzahl fällt das n weg, es bleibt also am Wort selbst nur noch der Unterschied zwischen Einzahl und Mehrzahl übrig, dagegen besteht kein Unterschied der Fälle mehr. Die Mehrzahl wird bei den starken Hauptwörtern noch häufiger als in der Hochsprache durch Umlaut gebildet; sonst wie in der Hochsprache.



Winkel an der Kirchgasse

Der Lautbestand der Brettener Mundart

Aus Platzersparnisgründen können hier jeweils nur wenige Beispiele angeführt werden.

Hochd. Laut	Hochd. Wort	Mittel-hochd. Laut	Brettener Laut	Wort in Brettener Mundart
a	Schatten backen	a	a	Schadde bagge
a:	Laden Hase	a	a:	La:de Ha:s
a:	raten blasen malen	a:	o:	ro:de blo:se mo:le
a: vor b	Gabel aber graben		a	Gawwel awwer gra:we
e	Bett setzen	e	e	Bett setze
è	treffen lernen	e	ä	dräffe lärne
e:	Schnee kleben beten	e:	e:	Schnee gle:we be:de
e vor d	Leder Feder		ä:	Lädda Fädda
ä	Kälbchen Jäger	ä	ä	Kälwle Jäga
ä	rächen jäten	e	ä	räche jäde
ö	Höie Löffel	ö	e	Hef Leffel
ö	böse röter Öl	oe	e	be:s re:da E:l
i:	Bild sitzen Stiefel sieben (7)	i	i	Bild sitze Schdifferl siwwe
	sieben (m. Sieb)		i:	siewe
	lieb tief	ie	i:	lieb dief
ü:	Mühle Bücher kühl	üe	i:	Mi:l Bi:cha ki:l
i vor r	Kirche Viertel Wirt	i	ä	Kärch Värdel Wärd
ü vor r	Würste Fürst fürchten	ü	ä	Wärscht Färscht färchte
o	offen getroffen	o	o	offe droffe
o:	Bogen Boden	o:	o:	Bo:ge Bo:de
o vor r	Wort Dorf morgen	o	o	Wort Dorf morige
o: vor r	Tor Sporen	o:	o:	Do:r Schbo:re

Hochd. Laut	Hochd. Wort	Mittel-hochd. Laut	Brettener Laut	Wort in Brettener Mundart
ö vor r	Wörter fördern	ö	ä	Wärder färdere
ö vor r	Törlein gehören	oe	e	Derle khere
o vor n	Sonne umsonst Sommer	u	u	Sunn umesunscht Summa
u	Kummer Mutter	u	u	Kumma Mudda
u:	gut Bruder suchen	uo	u:	gu:t Bru:da su che
u vor r	Durst Wurst Gurke Wurm	u	o	Dorscht Worscht Gork(Gorik) Worm
ai	beißen mein	i:	ai	baifse mai
ai	breit Seil Teil	ei	a:i	bra:it Sa:il Da:il
ai vor n	eins nein Stein		oi	ois noi Schdoi
oi	Häuser deuten Teufel	iu	ei	Heise(r) deide Deifel
oi	läuft	ou	a: oder a:i	la:ft
	Freude Heu			Fra:id Ha:i
au	grau blau	a:w	a:u	gra:u bla:u
au	kaufen Glaube auch	ou	a:	ka:fe Gla:we a:
au	braun tausend	u:	a:	braun dausend

Mitlaute:

Hochd. Laut	Hochd. Wort	Brettener Laut	Wort in Brettener Mundart
b in einem Wort	glauben Bibel Gabel geben Nadel Faden ledig Prediger	w ww d dd	gla:we Bi:wel Gawwel gewwe No:del Fa:de leddich Breddicha
	klagen Orgel Kugel Prügel	g gg	kla:ge Orgel Kuggel Briggl
p	passen pumpen Peter Puder	b p	basse bumbe Peda Puda

Hochd. Laut	Hochd. Wort	Brettener Laut	Wort in Brettener Mundart
pp im Wort	Lappen	bb	Labbe (Lumbe)
t	schnappen		schnabbe
	Tafel	d	Dafl
tt im Wort	Tasche		Dasch
	Mutter	dd	Mudda
	betteln		beddle
k vor Selbstlaut	Karl	k(h)	Khall
	Koffer		Khoffa
	Käfer		Khäffa
k vor Mitlaut	klein	g	gloi
	Kreuz		Greiz
st	Nest	schd	Neschk
	Most		Moscht
sp	Vesper	schd	Veschba
	Espenlaub		Eschbela:b
f	Ufer	f	U:fa
	Schäfer		Schä:fa
	Stiefel	ff	Schdiffel
	Ungeziefer		U:ziffer
	liefern		liffere

Vorsilben:

be vor h, s, sch, f	behalten	ph	phalde
	behelfen		phelfe
b vor l, r, m, n, d, t	bereuen	be	beraie
	beliefern		beliffere
an	annehmen	o:	onemme
	anziehen		o:ziege
un	ungeduldig	u:od o:	u:geduldich
	unschuldig		u:schuldich
durch	durchbrennen	dorch	dorchbrenne
	durchsehen		dorchgugge
ein	einliefern	ei	eiliffere
	einzuckern		eizuggere
auf	auffinden	uff	uffinne
	aufschließen		uffschließe
ge vor h, s, sch, f	gehorden	k(h)	khorce
	geweint		kheilt
ge vor l, m, n, d, r	gefallen	g'	g'falle
	gerufen	g'	g'rufe
ver	vergessen	va	vagesse
	verlieren		valiere

Nachsilben:

en	laufen	e	la:fe
	Schinken		Schingge
lein, chen	Kleidchen	le	Klaidle
	Mäntelchen		Mändele

Artikelverkürzungen:

die	die Mutter	d'	d'Mudda
	die Kinder		d'Kinna
das	das Haus	's	's Haus
	das Glas		's Glas
	die Familie Müller		's Millas

Bequemlichkeit der Mundart

Eine große Gefahr birgt die Mundart, speziell die Brettener Mundart in sich, und das ist die Lässigkeit der Aussprache. Jeder ist bestrebt, möglichst wenig Kraft für die Aussprache zu „vergeuden“, und so bilden sich immer mehr Bequemlichkeitsformen heraus.

Dabei werden Buchstaben, ja ganze Silben zusammengezogen, verkürzt oder ganz weggelassen. Hierzu können wir in der Brettener Mundart rechnen:

Die Verwandlung

des ü in ä (Bürste – Bärshd)
des i in ä (Schirm – Schärm),
des u in o (Wurst – Worschd).

Die weiche Aussprache von p, t und k
(pumpen – bumbé,
Tante – Dandé,
knacken – gnage).

Das Verkürzen oder Weglassen von Vorsilben, Endungen und Artikel (gehorden – khorche, gekommen – komme, die Mutter – d'Mudda). Beim Verkürzen von Vorsilben geht die Mundart der Hochsprache voraus. Auch die Hochsprache hat diesen Weg schon begonnen (Glied, Glaube, Glück).

Eine weitere Bequemlichkeitsform ist die Veränderung des r.

Das in der Bühnensprache geforderte und in der Hochsprache erwünschte Zungen-r ist leider auch hier in Bretten nahezu ganz verschwunden, während wir es in einigen umliegenden Ortschaften noch antreffen. An die Stelle des Zungen-r ist hier ein sehr undeutliches Zäpfchen-r getreten, das häufig schon wie ch klingt oder gar ganz verschwindet. (Dabei wird ir zu ia: wir – wia, er und ar werden zu a: Kinder – Kinna, or wird zu einem dunklen, langen o: Orgel – O:gel, ur wird zu ua: Natur – Nadua).

Ebenfalls der Bequemlichkeit dient oft das Einschleichen von Lauten, um einzelne Worte oder Silben aneinander zu binden (Milch – Millich, kommt – kommet), oder um die Laute einander anzugleichen (Knecht – Gnecht, Jungfer – Jumpfer).

Schlußwort

In den vorausgehenden Ausführungen habe ich versucht, ein Bild zu entwerfen von der Brettener Mundart und ihrer geschichtlichen Entwicklung, die Abweichungen von der Hochsprache herauszusuchen und sie zu untersuchen. Dabei darf der Vergleich nicht einer Bewertung gleichgesetzt werden. Mundart und Hochsprache, beide haben ihre Bedeutung. Während die Hochsprache durch Übereinkunft gebildet ist, gehört die Mundart zur Heimat und ist stärker mit dem Volksempfinden verbunden als die Hochsprache. Ja, diese würde erstarren, wenn sie nicht immer wieder neue Lebenskräfte aus der Mundart aufsaugen könnte. Es muß also versucht werden, den Gemütsinhalt der Mundart mit in die veredelte Hochsprache hinüberzuziehen. Gelingt dies nicht, so bleibt sie ein leeres Gehäuse, ein seelenloses, starres Ding, das in keiner Beziehung zum Menschen

steht und sobald als möglich wieder abgelegt wird. Die jüngere Generation darf nicht das Gefühl haben, daß die Mundart unnützer Plunder sei und deshalb beiseite geschoben werden könne, sondern soll erkennen, daß sie das belebende Element ist, das der Hochsprache immer wieder neue Worte und neue Formen schenkt.

Bei der vorangehenden geschichtlichen Betrachtung ließ sich erkennen, daß die Mundart im Gegensatz zur Hochsprache manche Lautverschiebung nicht mitgemacht hat. Sie ist also sowohl konservativ als auch fortschrittlich, das heißt, sie hält einerseits an Formen fest, die die Hochsprache schon überwunden hat und die nur aus dem Mittelhochdeutschen zu erklären sind; andererseits eilt sie der Hochsprache voraus und sorgt immer wieder für deren Auffrischung. Dafür Verständnis zu erwecken, war der Sinn der vorstehenden Ausführungen.

Die Heimat in Sage und Schwank

von Gottfried Ginter

Der Enzbrunnen

Eine Sage in freier Bearbeitung

Es war Pfingsten. Tiefe Stille lag über der Welt des Salzach-Tales, als sei sie erst heute aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen und warte in der Dämmerung dieses Morgens auf den Schritt des ersten Menschen. Ein blauer Himmel spannte sich über Wald und Feld; zarte weiße Schleier schwammen selig dahin. Jedes Hälmlein im weiten Wiesengrund spielte beglückt im sanften Maienwind. Allmählich verklärte der milde Schein der Frühlingssonne das liebliche Tal. Auf den hohen Pappeln am Bache schlugen seit dem ersten Sonnenstrahl die Finken; wundersam sangen die Amseln und Drosseln; in den Weißdornhecken am Abhang des Burgwaldes jubilierten noch die Nachtigallen. In dieses Morgenkonzert der Vogelwelt klangen auf einmal die Glocken aus der nahen Stadt und unterbrachen die Stille.

Nach uralter Sitte wurde das Pfingstfest in der Stadt Bretten feierlich begangen. Der Pfingstmontag gehörte mehr der Fröhlichkeit. Nach dem Gottesdienst versammelte sich jung und alt auf dem Marktplatz. Hier herrschte bald buntes Treiben und frohe Erwartung. Die adeligen Herren aus nah und fern kamen am Pfingstmontag nach alter Überlieferung hier zu ritterlichem Spiel zusammen. In farbigen Kleidern standen die Menschen erwartungsvoll um den weiten Platz, wo die Wettkämpfe stattfinden sollten. Alle Fenster hingen voll Menschen. Die Kinder steckten fast alle als „Pfingstbutze“ in dichten Buchenlaubvermummungen und trieben voll Übermut des frohen Festes rings um den Platz herum; sie waren die Boten des Frühlings und hatten ihr eigentliches Fest erst am Nachmittag auf

einer Wiese außerhalb den Toren der Stadt. Als freie Bürger trugen die Männer das Messer oder ein kurzes Schwert am Gürtel. Wie ein grüner Strom des neuerwachten Lebens tobte es um den Spielplatz herum. Die Buben fitzten mit langen Haselnußgeräten die bloßen Beine der Mädchen, oder sie trugen untereinander den „Hahnenkampf“ aus. Die Erwachsenen bestaunten die stattlichen Rosse und die schmucken Ritter und berieten, wem wohl der Siegespreis zufalle. Wenn dann der Herold das Zeichen zum Beginn des Spieles gab, hörte alles Lärmen und Toben auf. Die Männer feuerten die Kämpfer an, während die Frauen und Mädchen leise bebten, wenn Schilde und Schwerter der Kämpfenden aufeinanderprallten, daß die hellen Funken stoben. Die Frau Gräfin krönte dann den Sieger mit dem Eichenkranz.

Wieder waren einmal an einem Pfingstmontag Grafen, Ritter und Herren bereits auf dem Marktplatz versammelt. Alle standen plaudernd umher und warteten auf den eigentlichen Herrn des Festes, den jungen Grafen von Lauffen, der auf der Burg beim Burgwald wohnte. Gestern am Pfingstsonntag war mit großer Pracht die Hochzeit mit der anmutigen Gräfin von Urach gefeiert worden. Zu Ehren des jungen Paares sollte heute ein besonders schönes Fest abgehalten werden.

Aber wo bleibt das junge Paar nur? Immer häufiger richten sich die Blicke vom Marktplatz die Salzhofergasse hinunter, die links vom Rathaus abwärts führt. Längst ist die festgesetzte Zeit verstrichen, und alle werden bereits ungeduldig. Und dabei geht es auf dem Marktplatz zu wie in einem Immenstock. Ein starkes Aufgebot von Gewappneten reitet immerzu auf und ab, Ordnung zu wahren und das Spielfeld frei zu halten.

Plötzlich kommt eine starke Bewegung in die Menschen. Zwei Reiter sprengen vom Untertor her auf den Platz. Ihre Harnische glitzern in der bereits hochstehenden Morgensonne. Vor dem ältesten Grafen springen sie von den Pferden und überbringen ihm eine Mitteilung. Die frohen Mienen der adeligen Herren sind im Nu verfliegen; man steigt zu Rosse, und während sie davongaloppieren, schreit einer in die Menge: „Der Wettkampf findet nicht statt; das junge Paar ist verunglückt!“ Die Herren sprengen mit ihrem Gefolge die Salzhofergasse hinunter, indes das Volk im ersten Augenblick wie festgebannt auf dem Platze steht; nur langsam löst sich der Schrecken; doch bald eilen viele, vorab die Jugend, den Reitern nach. Aber wie man zum Untertor kommt, ist dieses geschlossen. Der Torwächter hat Anweisung erhalten, niemand zur Stadt hinauszulassen. So kehrt man heim und erfährt erst am Mittag, was sich am Morgen am Burgwald zugetragen. Der junge Graf hatte seinen Knechten befohlen, seine zwei besten Rosse, die bisher nur als Reitpferde dienten, vor den Wagen zu spannen, mit dem er mit seiner jung angetrauten Gemahlin zum Marktplatz fahren wollte. Auf dem schmalen Weg von der Burg ins Tal kam der Wagen so heftig ins Rollen, daß die Rosse scheuten und am steilsten Hang vom Wege abkamen; ehe es jemand verhindern konnte, waren sie den Abhang hinunter in den Enzbrunnen gestürzt, wo sie völlig versanken. Die hinter dem Wagen reitenden Knechte holten sofort lange Stangen; aber alles Suchen war vergebens. Wagen, Rosse und Menschen waren im Enzbrunnen verschwunden. — — Mit dem Tode dieses Grafen von Lauffen soll das Geschlecht der Kraichgaugrafen erloschen sein. — — —

Anmerkung: Wer von Bretten südwärts das schöne Salzachtal hinaufwandert, der sieht rechts im Talgrund breit hingelagert die „Bergmühle“ liegen. Ihre Mühlräder werden getrieben vom Wasser aus dem Enzbrunnen, der etwas weiter talaufwärts am Fuße des Burgwaldes als ergiebige Quelle aus der Erde quillt. Dieser Brunnen war in

früheren Zeiten eine mächtige, sehr ausgehende und tiefe Quelle. Sie wurde leider beim Bau der Eisenbahn Bretten-Mühlacker größtenteils verschüttet. Enzbrunnen heißt sie, weil die Leute früher glaubten, das Wasser der Enz fließe unter dem Hohberg hindurch aus dieser Quelle wieder heraus. Heute noch gilt der Enzbrunnen im Volke als eine unheimliche, unergründliche Quelle, die nie versiegt, und vor der man sich in acht nehmen soll.

Erzählungen und Geschichten aus »Großvaters Zeiten«

Der kluge Schwabe

Am äußersten Ostende von Bretten, gen Württemberg zu, lebte vor Jahren ein biederer Müllermeister. Da er selber aus dem benachbarten Schwabenland stammte, getraute er sich nach seinen eigenen Worten nur mit einem Bein ins badische Ländle herein, um auch im Badischen noch teilzuhaben an dem alten Spruch: „Die Schwaben werden mit 40 erst gescheit.“ Er war ein ebenso tüchtiger Handwerksmeister wie ein kluger und intelligenter Geschäftsmann, so daß sein Mühlenbetrieb weit und breit bekannt war. Daher verstand er es, manche Mark auf die hohe Kante zu legen, um damit Geschäfte zu machen; denn er hatte schon frühzeitig erkannt, daß man nicht nur durch der Hände Fleiß, sondern auch durch Handel zu Geld kommen kann. Kein Wunder, daß man ihn deshalb auf allen Märkten und überall dort, wo es Geschäfte zu machen gab, finden konnte; er kam so mit allerlei Volk in Berührung.

Allein in unserem guten Schwaben steckte nicht nur eine Geschäftsseele, vielmehr kam sehr oft die Seele von Bruder Martin bei ihm zum Durchbruch, der seinen Mantel mit dem frierenden Bettler teilte. Manchen Mitmenschen, die in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten waren, hat er mit einem Darlehen wieder auf die Beine geholfen, obwohl er sich wohl manchmal im voraus hatte sagen müssen, daß er von seinem ausgeliehenen Geld später nichts mehr sehen würde.

So hatte er einem braven Bäuerlein aus einem Nachbardorf einen größeren Betrag geliehen, aber im Laufe der Jahre weder Zinsen noch Abzahlungen von ihm erhalten. Da dieses Bäuerlein aber noch anderweitige größere Schulden hatte, kam sein Besitztum unter den Hammer. Weil sich keine Liebhaber für das verschuldete Anwesen einfanden, mußte unser Schwabe das Haus übernehmen, um sein Geld nicht ganz zu verlieren. Aber was konnte er schon ein Interesse an einem baufälligen Haus auf fremder Gemarkung haben, das ihm wenig oder fast gar keine Miete einbrachte! So versuchte er, diesen Besitztum wieder los zu werden. Aber es fand sich niemand als Käufer. Da trat er an die Gemeindeverwaltung heran, ob sie das Haus nicht als Armenhaus benötigen würde; aber auch sie lehnte rundweg ab. Doch unser wackerer Schwabe wußte Rat. Von den Pferdemarkten her kannte er manche Zigeunerfamilie. Mit einer solchen Schirmflickersfamilie setzte er sich in Verbindung und bewog sie, wenn auch nur zum Scheine, Verhandlungen über den Kauf des Hauses mit ihm einzugehen. Und wirklich erschien eines Tages in dem friedlichen Kraichgaudörfchen eine ganze Sippe von Zigeunern und erkundigte sich nach dem feilgebotenen Hause. Es wurde eine eingehende Besichtigung des ganzen Anwesens vorgenommen, wobei sich die Zigeuner recht auffällig benahmen und gegenseitig Vorschläge über bauliche Veränderungen machten. Noch in derselben Stunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht im Dorfe, daß Zigeuner das Haus kaufen wollten. Aber das mußte unter allen Umständen vermieden werden; gegen eine Invasion von Zigeunern stand das ganze Dorf wie ein Mann auf, obwohl es sonst in feindliche Lager gespalten war. Am Abend noch trat der Gemeinderat zusammen, um die dunklen Wolken, die sich drohend über dem Dorf zusammenzogen, zu verscheuchen. Selten ist eine Gemeinderatssitzung so einmütig verlaufen wie an diesem verhängnisvollen Abend. Als einziger Punkt der Tagesordnung stand der Hauskauf zur Verhandlung. Der Bürger-

meister und ein Gemeinderat wurden beauftragt, sofort Verhandlungen mit dem neuen Hauseigentümer in Bretten aufzunehmen mit dem Ziel, das Haus für die Gemeinde zu erwerben. Die Schmach wäre ja nicht auszudenken, wenn für immer und auf ewige Zeiten Zigeuner ihren Wohnsitz in ihrem Dörflein aufschlagen würden!

Also erschienen die beiden Abgesandten bedrückten Herzens beim Müller in Bretten und trugen ihr Anliegen vor. Der Müller meinte, von Schmach antun wollen durch die Zigeuner könne gar keine Rede sein; denn er habe das Haus ja schon längere Zeit feilgeboten, und es habe sich weder ein Bürger noch die Gemeindeverwaltung als Käufer gemeldet, bis sich nun eben die Zigeuner für den Kauf interessiert hätten. Wenn nun aber die Gemeinde das Haus übernehmen wolle, sei ihm das selbstverständlich lieber, und sie käme natürlich dafür in erster Linie in Betracht. Also ging das Haus in das Eigentum der Gemeinde über.

Damit hatte unser Landsmann sein Ziel erreicht. Die Zigeuner wurden für ihr Versteckspiel mit einigen Pfund Mehl entschädigt. So oft der Müller später über diesen Hauskauf erzählte, ging ein schmunzelndes Lächeln über sein gutmütiges Gesicht.

Der Gänse-Friedrich

Im Stiegel wohnte früher der „Gänse-Friedrich“. Er war ein „Mords-Schlaggel“ und in der ganzen Stadt bei jung und alt bekannt. Seine geistige Größe stand im umgekehrten Verhältnis zu seiner körperlichen Länge. So kam es, daß er zum Gespötte der Jugend wurde, die ihn bei jeder Gelegenheit neckte und foppte; aber wenn er Anstalten machte, sie in seine Gewalt zu bekommen, verschwanden sie hinter den schützenden Haustüren. Wehe, wenn er einen Angreifer erwischte! Dann hielt er mit dem Übeltäter eine strenge Abrechnung; und nicht selten mußten die Erwachsenen eingreifen, um die

verprügelten Kinder aus den harten Klauen des allzu strengen Richters zu befreien. Von ihm sind noch manche Schnurren lebendig.

Jeden Tag trieb der Gänse-Friedrich die Gänse hinaus auf die Weide. An einem Frühlingstag gab ihm die Mutter noch 12 junge Gänselein in einem Henkelkorb mit. Als es Abend war, wollte er sie wieder in seinem Korb heimtragen. Aber da war weit und breit kein Korb mehr zu finden. Böse Buben hatten diesen schon längst heimgebracht und vors Haus gestellt.

Also trieb er die jungen Gänselein hinter den alten her; aber das dauerte nur eine kurze Weile, dann waren die alten davon und die jungen konnten nicht mehr weiter und blieben einfach auf der Straße sitzen. Da war nun guter Rat teuer; aber der Gänse-Friedrich ließ sich von den einfältigen Gänselein nicht ins Boxhorn jagen: Er band jedem eine Schnur um den Hals und zog die kleinen Geschöpfe hinter sich her. Daheim band er die Schnüre wieder los und legte die toten Gänselein schön nebeneinander in den Gänsestall. Dann ging er in die Stube und sagte:

„Modder, d’Gänse schlofe alle im Stall.“

Die Begrüßung

Im „Gasthaus zur Sonne“ auf dem Marktplatz schwang vorzeiten einmal ein weithin bekannter, tüchtiger Wirt sein Szepter.

Wenn am Sonntag nachmittag die jungen Burschen, die damals noch kein Fußballspiel miterleben oder ein Kino besuchen konnten, auf dem Marktplatz beratschlagten, in welcher Wirtschaft sie jetzt ihren Schoppen trinken sollten, trat der Sonnenwirt unter die Türe und rief den jungen Herrschaften zu:

„Gute Dag, ihr Herre!“

Hatten diese Herren dann sein Lokal betreten, sagte er:

„So, nehmt Platz, ihr Birschle!“

Hatten die Birschle nun Platz genommen, dann kam die Frage:

„Was trinket die B u w e?“

Der schwere Hobel

Ein biederer Handwerksmeister, der seine Arbeit gut verstand und von dem heute noch manches Erzeugnis in Haus und Wohnung von der Gediegenheit und Brauchbarkeit Kunde gibt, war der Schreinermeister Georg Herzer.

Als er die Türen zur jetzigen Sparkasse an Ort und Stelle eingehakt hatte, schrieb er mit Kreide auf die Innenseite der Türe zum Schalterraum:

Der Hobel ging nur halb so schwer,

Wenn der hohe Zins nit wär’

*

Einmeeren *) nicht vergessen!

Nach einem alten Sprichwort soll das Handwerk zwar einen goldenen Boden haben, aber dennoch waren auch in früheren Zeiten die Goldstücke sehr rar und ganz besonders auch bei den Handwerkern; denn der Außenstände waren gar viele. Deshalb hatte es eine Handwerksmeisterin oft nicht leicht, die hungrigen Mäuler der eigenen Familie und die der Lehrbuben und Gesellen zu stopfen.

So ging es auch der Meisterin Justine vom Schreiner Herzer. Wenn Kartoffeln, Sauerkraut und Speck gar zu oft auf dem Küchenzettel der Frau Justine erschienen, dann rümpfte die schleckige Tischgesellschaft, vom Meister bis zum Lehrbuben, die Nasen, und die besorgte Hausfrau mußte das meiste wieder abtragen – um am nächsten Tage wieder aufgewärmt auf dem Tisch zu erscheinen. Kamen aber Dampfnudeln oder Pfannkuchen auf den Tisch, dann waren die Platten bald leer.

An den kritischen Kartoffel-Sauerkraut-Speck-Tagen pflegte unser biederer Schreinermeister seine Gattin mit folgendem Sprüchlein zu ermahnen:

„Justine, du muscht halt mehr einmeere, Justine, mehr einmeere!!“

— — — —

*) Vorteig machen.



Das Hebererhaus,
welches die Erinnerung an den »Pfälzer Robinson« Johann Michael Heberer aus Bretten
und seine ägyptische Gefangenschaft zwischen 1582–1592 wachhält

Das Wort der Schrift

Eines Tages begegnete der Schreiner Schorsch auf der Straße dem Herrn Dekan. Im Laufe des Gesprächs kamen sie auch auf die teuren Zeiten zu sprechen, und der Herr Dekan meinte: „Herr Herzer, Sie müssen doch bald ein großes Vermögen zusammenschafft haben?“ Worauf der Meister: „Kennen Sie die Schrift, Herr Dekan?“ – „Ich denke“, gab der Herr Dekan zur Antwort. Bibelfest erwiderte der Meister: „Es steht geschrieben: Wir haben nichts in die Welt gebracht, wir können auch nichts mithinausnehmen.“

»S' Bäsle von Bretten erzählt«

Wenn der Chronist über Brettener Originale und Käuze berichtet, dann darf „s' Bäsle von Bretten“ nicht vergessen werden. Die ältere Generation kennt wohl aus den hiesigen Tageszeitungen ihre Gedichte und Geschichten in Brettener Mundart, die bis in den 2. Weltkrieg erschienen sind. Nicht als ob sie ein solcher Kauz gewesen wäre, dafür schöpfte sie in ihren Gedichten und Legenden zutiefst aus ihrem religiösen Empfinden. Aber sie hat manches Interessante aus vergangenen Tagen in ihrer originellen Art der Nachwelt erhalten.

Über den Ausdruck „s' Bäsle von Bretten“ schreibt sie selbst: „Übrigens war oder ist „s' Bäsle von Bretten“ keine geschichtliche, sondern mehr eine originelle, sprichwörtliche Persönlichkeit, wie der Ausspruch: die kommt daher wie „d' Bas von Bretten“ kund gibt, und der sich bis zum heutigen Tag erhalten hat. Mehr ist nicht von ihr bekannt.“

Aus der Jugendzeit

(Lust und Freud' – für kleine Leut')

(Im Auszug. Die Schr.)

Daß awer dem Bäsle sei Mäule halt gar nimmer still stehe kann, so meint Ihr, sei's allweil schon g'wese. Awer falsch g'rate, liebe Leser, s'Bäsle war halt von Kind auf e' rechte Träumerseel g'wese, und tat alles gründlich und bedächt'g schon von Jugend auf; doch laßt s'Bäsle jetzt selbst erzähle:

S'Bäsle isch als Kind e' blond's Lockeköpfler g'wese, un sein Gedanke sin em halt grad so im Köpfler rumg'spuht wie sei Löckle uf em Köpfler, un end Kinnerschul isch's halt a gange wie alle brave Mädle un Buwe von Brette. Uf em Weg isch's Bäsle an's Nachbar Konditers Schaufenschter vorbeigange, un die Freud, wie s'Bäsle sieht, daß halt do üwer Nacht de Oschterhas einkehrt isch, un g'wunnert hat sich's, wie der des so flink z'wegbracht hat. S'Bäsle denkt, des musch der angucke, des isch jo e ganz Regiment große un kleine, alte un junge Hase un Häsinne in Reih un Glied, un e Vogelquartett, ma hat meine kenne, ma hört's zwitschere un jubiliere in de hell Lenz- un Frühlingsmorge nein, un e frischbackes Hühnle, s'hat grad no aus em Eierschäle rausguckt, un e anners hat silberne Däpplerle ang'hat, ha so was – a no silberne. Daß em Bäsle sei Großvater uf de Wanderschaft in Amerika de noble Dame roserote un himmelbloe Atlasschühle hat mache müsse, des hat's als erzähle höre, awer halt g'rad so e Hühnle – und silberne, un s'het gar z'gern so eins g'hat, awer d'Träuble ware em halt z'sauer un z'hoch g'hängt. – No hat's Bäsle halt ano em Hundle uf em Brunne „Gute Morge“ sage müsse, sunsch hets em arg nochbellt. Wie's an de alte Post vorbeikommt, renne e par Buwe üwer de Weg, stochere mit ihre Gertle in seine frisch frisierte Härle rum un schreie ewe: „Weißköpfler, Lockeköpfler, mer welle der dei Härle verrammle!“ S'Bäsle hat awer d'Löckle unner d'Händle g'nomme un isch halt z'rückg'rennt un hat's de Mutter klagt. Wie's Bäsle awer g'meint hat, d'Mutter tut recht schelte. do hawe se au noch g'lacht. d'Mutter un alle. – Dann hat d'Mutter s'Bäsle an der Hand g'nomme, isch mit bis zum Hundlesbrunne gange un hat s'Bäsle halt vollends allein in d'Kinnerschul gehe lasse. Wie's grad durchs Tor geht, kommt scho s'Herrmännle g'sprunge un sagt em: Du Bäsle, ich weiß was. Awer g'sagt hat er net was, wie sehr s'Bäsle a drum bitte het: So sag's doch, Herrmännle, was de weisch! Er hat's halt einfach net g'sagt. Wie's dann elf g'schlage hat, isch's Herrmännle zum Tor nausg'rennt, s'Bäsle un die ganze Trabante

hinte drein. Wie se halt uf em Kirchplatz am Gebüsch ankomme, do regt sich was, un e ganz schwarz Huhn isch davong'sprunge un hat e groß Nest voll Eier z'rückg'lasse. Uf einmol tut s'Herrmännle frage: Warum legt denn a des schwarz Huhn – weiße Eier? S'Bäse hat se Mäule halt a net linksseitig g'hat un hat em Herrmännle vorg'halte: Du, warum legt denn awer de Oschterhas an Oschern lauter g'spreckelte? S'Bäse hat's Herrmännle un s'Herrmännle hat's Bäse anguckt, un keins hat was schwätze kenne, un z'frage hat's Bäse daheim halt a sich net traut, net bloß wege dem, daß s'Kirchle em Dorf un d'Kirch uf em Kirchplatz stehn bliebe isch. – Un s'Bäse von Brette, zu was hat mer so en Ehretitel? – Halt, daß mer net bloß so heißt – daß mer a – wirklich – eins isch.

Neues aus alter Zeit –

Altes aus neuer Zeit

1848. – Revolutionszeit! – Eine ganze Anzahl bekannter Bürger unsres Städtchens befand sich in den Reihen der Aufständischen. Was mag da die alte Turm-Uhr (am Gottesacker) gedacht haben, als sie ihren Nachbar, den einstigen Besitzer des Wohnhauses des städtischen Krankenhaus-Arztes, und Groß-Onkel, den Aufständischen sich anschließen sah, und gar die liebe Tante! Ingeheim wurden große Reden gehalten über Freiheit und Brüderlichkeit. „S'kann halt so nimmer weitergehen!“ und ähnliche Redensarten konnte man hören. Es ging aber doch weiter, allerdings bewaffnet den Großherzoglichen entgegen. Die Aufständischen bekamen eine Jägeruniform und lagerten auf dem Marktplatz. Jeder Soldat bekam als Vesper zwei Viertel Wein, Wurst und Brot. Als dann aber die Großherzoglichen ins Städtchen einrückten, da war der heldische Onkel zur Flucht genötigt. In aller Heimlichkeit brachten ihn einige Beherzte in einem Faß „zum Städtle hinaus“, woselbst sie ihn dann seinem Schicksal überließen. Der Flüchtling fand Zuflucht bei einer befreundeten Müllersfamilie in der Nähe der Stadt bis zur Be-

endigung der Streitseligkeiten. Bald darauf beehrte der Großherzog die Stadt mit seiner Anwesenheit. Und ausgerechnet der Groß-Onkel hatte die Begrüßungsansprache zu halten. Ob den gütigen Blicken des Landesherrn soll es ihm im entscheidenden Augenblick die Sprache verschlagen haben. „Sollt halt eben alles anders sein!“ das war der langen Begrüßungsrede kurzer Sinn, worauf alles in Gelächter ausbrach. Der Großherzog soll's aber gar nicht übelgenommen und versichert haben: Es wird anders! Daß aber der Groß-Onkel wirklich mit heiler Haut aus dieser Revolutionsgeschichte davonkam, das bewies nicht nur seine sprichwörtlich gewordene „große Rede“ vor dem Großherzog, sondern auch sein berühmter Kopfstand auf dem Gottesacker-Turm zum Abschluß des siegreichen Krieges 1870/71. –

's Bäse beschließt diese „Revolutionsgeschichte“ mit dem pathetischen Wunsch:

Was Väter heut' in Segen sä'n,
Das möge einst als Saat ersteh'n!

Die Nachwelt knüpfe enger nur das Band!
Deutschland! Mein Deutschland –
Es ist heilig Land. –

Lachender Kindermund

Der Sonntagsbraten

Einmal amtierte hier ein Pfarrer, der sehr leutselig und darum auch sehr populär war. Bei hoch und nieder, bei arm und reich war er gerne zu Gast. An einem Wochenende kommt er auch in das Haus eines begüterten Landwirts. Beim Abschied sagt die Bäuerin etwas geheimnisvoll: „Herr Pfarrer, for de Sunntag brauche Se kei Fleisch z'kaafe, i schick Ehne durch s'Fritzle a schön's Ferkel.“ Der Sonntag ist da, aber der Fritzle läßt sich nicht sehen und nicht hören. In der nächsten Religionsstunde holt der Herr Pfarrer s'Fritzle an das Pult vor und fragt: „Aber Fritzle, gell, Ihr habt mich am letzten Sonntag ganz vergessen?“ – „Nei, Herr Pfarr“, sagt s'Fritzle ganz offenerzig, „d' Modder hat g'moint, des Ferkele dät verrecke, s'isch awer widder g'sund worre!“

Ein Hausbesuch

Bei einer Handwerksmeisterin in der Oststadt hat sich der Herr Pfarrer zum Konfirmandenbesuch angemeldet. Er hat in der Schule der Konfirmandin gesagt, er sei zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags dort. Es wird 4 Uhr, es wird 5 Uhr, und schließlich schlägt's gar 6 Uhr; aber der Herr Pfarrer ist noch nicht erschienen. Schließlich nimmt sich die Mutter Kartoffeln zum Schälen fürs Nachtessen vor und setzt sich in die gute Stube, damit sie ja gleich zur Stelle ist, wenn der hohe Besuch sich einfindet.

Der sechsjährige Franzel neckt die Mutter, indem er immer wieder an die Stubentüre klopft und auf das „Herein“ der Mutter lachend die Türe aufreißt und dann davonspringt. Nun klopft er schon zum viertenmal, – aber jetzt ist's wahrhaftig genug! In ihrer Wut gegen den kleinen Sünder wirft sie die Kartoffeln vom Schoß in die Stube, rennt auf die Türe zu und schreit: „Jetz' isch awer g'nug Heu hunte, komm nur rinn, du Schinoas, du lumpiger, i werd' dr dei Ärschle scho verwäsche!“

Gesagt, – reißt die Türe auf, – und zum Entsetzen steht der Herr Pfarrer da, der sich für seine Verspätung gleich entschuldigen wollte. Das beschämte Gesicht der Meisterin kann man sich vorstellen.

Aus der Schule geplaudert

Die störrischen Achter

Die Erstklässler hatten als Hausaufgabe drei Reihen 8er auf die Schiefertafel zu schreiben; dabei sollte darauf geachtet werden, daß sie oben schön geschlossen waren.

Am nächsten Tage sehe ich die Aufgaben nach und komme auch zum Hermännle.

Die erste Reihe wies schön geschlossene 8er auf; gegen Ende der 2. Reihe aber klappte oben bereits eine Lücke, und in der 2. Reihe sperrten alle 8er oben ihr Mäulchen auf.

Ich tadle den kleinen Knirps und sage: „Warum hast du denn die 3. Reihe nicht so schön geschlossen geschrieben wie die erste?“ Aber da wehrt sich bereits der Stolz in dem kleinen Abc-Schützen, und er gibt zur Antwort:

„Herr Lehrer, du darfsch mr glaawe, i hab sie alle owe zug'macht; awer die sin unterwegs sicher wieder uffgange!“

Das saubere Büblein

Zu Ostern übernehme ich eine 3. Klasse Buben. Da ist es notwendig, daß ich nachsehe, ob die Kinder an Gesicht und Händen sauber gewaschen sind. Ich stehe vor einem Büblein aus einer armen, kinderreichen Familie, die in einem kleinen Häusle in der Pforzheimer Straße wohnt. Es streckt mir arglos seine dreckigen Händchen entgegen, schwarz wie ein Kaminfeger, und auch das Gesicht hat wohl schon mehrere Tage kein Wasser mehr verspürt. Ich schicke den kleinen Stromer mit Seife und Handtuch an den Brunnen im Hof. Wie er wiederkommt, ist er nicht wieder zu erkennen. „So“, sage ich, „fein siehst du jetzt aus; du brauchst dich heute nicht mehr so bald zu waschen!“ Darauf der Kleine:

„Nei, Herr Lehrer, des reicht jetz für 14 Tag.“ – – –

Dieses „saubere Büblein“ habe ich vor einiger Zeit als wohlbestellten Bundesbahnbeamten von 44 Jahren im Eisenbahnzug Heidelberg-Bretten wiedergesehen; er wohnt mit seiner Familie im Schwäbischen. Er konnte sich noch genau an die Episode mit dem Waschen entsinnen, und zwar erklärte er mir, daß sie ihm eine Mahnung zur Reinlichkeit fürs ganze Leben gewesen sei, weil ich mit der ganzen Klasse in ein großes Gelächter ob seiner Antwort ausgebrochen sei, was ihn erst zur Besinnung gebracht habe und seinen Stolz anstachelte.

Humor aus den Ländern der Heimatvertriebenen

Die zahlreichen Sudetendeutschen, Böhmerwälder und Egerländer, die hier eine neue Heimat gefunden haben, erzählen viele Schnurren und Anekdoten aus ihrer alten Heimat.

A Hitsch

Im böhmischen Erzgebirge gab es ein Dorf, das durch die sprichwörtliche Einfältigkeit

seiner Bewohner weit über die Grenzen seines heimatlichen Bezirks bekannt war.

Kommt da einmal aus diesem Gebirgsdorf ein Weiblein, an der Hand ihren Jüngsten führend, nach Marienbad. Sie bewundert die großen Häuser und die herrlichen Auslagen in den Schaufenstern; wie sie so durch die Hauptstraße wandert, bleibt ihr Blick an einem Firmenschild haften mit der Aufschrift „Bankgeschäft N. N. & Co.“, und sofort schießt ihr der Gedanke in den Kopf, daß sie bei dieser Gelegenheit ein Fußbänkchen – in der erzgebirgischen Mundart „Hitsch“ genannt – kaufen könne. Kurz entschlossen tritt sie in das Bankhaus ein, und vom Schalterbeamten nach ihrem Wunsche befragt, erwidert sie:

„Ich mächt holt garn a Hitsch hom, meina hom da Gunga (Jungen) dan Wintr ben Ruschl (Rodeln) zamgebrochen.“

Der Kassier fragt die Frau verwundert:

„Frau, ist das Ihr Ernst?“

Worauf das Weiblein gutmütig lächelnd entgegnet:

„Na, Herr Hitschnmochr, Sie irrn sich, es is Korala (Karlchen), es hot ner 'n Ernstl (Ernstle) sei Röckl o.“

Das Brautexamen

Der Pfarrer fragte das Brautpaar im „Brautexamen“:

„Noe hatte drei Söhne: Sem, Cham und Japhet; wer war der Vater?“

Mit erregten ängstlichen Blicken schaute der Bräutigam die Braut an und umgekehrt; diese Frage kam ihnen zu schwer vor. Der Pfarrer bemerkte das und sagte:

„Ich will eich halfen, horchts emool auf: In der Miehle hot dr Miller a drei Siehne: 'n Seff, 'n Franz und 'n Gust; war is do dr Voter? Tut' eich's drweile iberlehn, ich werd emool 'nausgiehn!“ Nach fünf Minuten kam er wieder und sagte: „Hoht ihr's eich iberleht? Ich war noch emool frogn: Noe hatte drei Siehne, 'n Sem, 'n Cham und 'n Japhet, war wor dr Voter?“

Wie aus einem Munde antwortete das holde Brautpaar:

„D'r Miller!“

Die Wirkung

des Marienbaders Kreuzbrunnens

Einer unserer großen Tondichter hat eine Scherzkomposition geschrieben: Erst spielt das gesamte Orchester; dann hört in gewissen Abständen ein Musiker nach dem andern zu spielen auf, legt schweigend sein Instrument nieder und verläßt mit ernster Miene die Bühne, bis zuletzt nur noch der Dirigent übrigbleibt, und dieser schließlich auch noch weggeht.

Diese Scherzkomposition wurde auch einmal beim Kreuzbrunnenkonzert des weltbekannten Egerländer Kurortes Marienbad aufgeführt. Einem kleineren Teil der Zuhörer war wohl der musikalische Scherz bekannt; der weitaus größere Teil wußte aber das allmähliche Verschwinden der Musiker nicht recht zu deuten. Eine einheimische Zuhörerin hatte sich nun eine recht naheliegende Erklärung zurechtgelegt; denn sie meinte nach dem Verschwinden des Dirigenten stolz:

„Jo, jo, unsa Kreizbrunn, der hot sei Wirkung g'tua!“

Der Transformator

In einem kleinen Dorfe des Egerlandes sollte das elektrische Licht seinen Einzug halten. Die Gemeinderäte disputierten eifrig darüber und schließlich war man einig. Nur eine Frage stand noch offen: Wo sollte der Transformator untergebracht werden? – Sehr angestregtes Überlegen. – Dann steht einer auf und sagt:

„Männer, des is gaura niat gfarlich. Schlaufn (schlafen) kun er ba mir, der Herr Transformator, und essen gäit er jedn Toch in a onners Haus.“

Vor Königgrätz

In einem Dorfwirtshaus wurde vom 1. Weltkrieg erzählt, vom russischen, serbischen und italienischen Kriegsschauplatz. Unter den Gästen befand sich auch ein alter Veteran aus dem Jahre 1866.

Als die andern genug erzählt hatten, sagte er: „Dos wor olles nischt, wos ihr do mitge-

mocht hott: in Schitzngrobn gelahn (gelegen) und mitn Maschinengewahr geschussn.

Oder mier (aber wir), bei Kienichgraz in secksundsechziger Johre, wenn die Preisen sein kumm, do hättr sulln darte (dort) sein, do hättr eos mitgemocht, do hommr när (haben wir nur) gelott (geladen) – geschussn, gelott – geschussn, gelott – geschussn, dann schunn überhaupt nimmer gelott – när (nur) geschussn!“

Nachwort

und Bitte des Verfassers der Spalte

»Die Heimat in Sage und Schwank«

Unser materialistisches Zeitalter ist arm an echten volkstümlichem Witz und Humor. Nun haben aber bereits die Weisen des Altertums erkannt, daß Lachen gesund sei. Witz und gesunder Humor, die auch dem bedächtigen Biedermann ein Schmunzeln oder gar ein verstecktes Lächeln abgewinnen, stecken aber in den Schwänken, den Schnurren und Anekdoten, die von Originalen, Witzbolden und Käuzen geliefert werden.

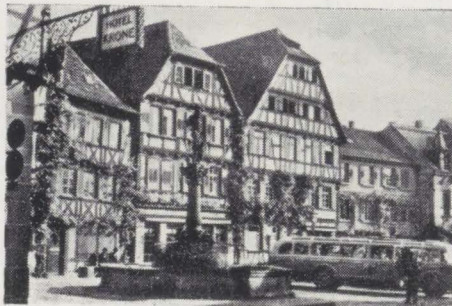
Trotz der Schwere des Alltags gibt es in unserer Heimat noch solche Originale und Käuze, die Stoffe liefern für Schnurren und Geschichten. Sie sollen die Nachwelt wissen

lassen, daß auch in bedrängten Zeiten der gesunde Humor im Volke nicht ausgestorben ist. Der Verfasser dieser Spalten wäre dankbar, wenn ihm Material von solchen Originalen aus hiesiger Stadt oder deren nächster Umgebung zufließen würde. Es genügen kurze Aufzeichnungen; es kann auch durch mündliche Mitteilung geschehen.

Diese Spalte möchte einzig und allein Freude bereiten; niemand soll daran Anstoß nehmen, weder eine Familie noch eine Sippe, noch ein Stand, noch eine Gemeinde oder Gemeindeverwaltung, noch ein einzelner, dem vielleicht dies oder jenes zu derb vorkommt. Neckereien und Derbheiten gehören zu den unabdingbaren Eigenschaften des volkstümlichen Humors, ohne sie wäre er niemals echt; allerdings: Bosheit und Schlüpfrigkeit sind ihm fremd.

Also heraus mit den Schalkheiten, den Schildbürgerstreichen! Es gab in unserer Stadt – und gibt es heute noch – genug Münchhausen, Helden der Aufschneidekunst, Till Eulenspiegel und „kluge Schwaben“, die ein neues „Epos der Schwabenstreiche“ liefern könnten! Auch an die hier eine neue Heimat gefundenen Ostvertriebenen sei diese Bitte gerichtet, aus ihren Kreisen von einst oder jetzt hierfür Beiträge beizusteuern.

Gottfried Ginter, Bretten,
Friedensstraße 20



Marktplatz mit Brunnen

Seit 1850
im Dienste der engeren Heimat!

Bezirkssparkasse Bretten

mit Zahlstellen in
Flehing, Gochsheim, Kürnbach und Wössingen

Telefon: Bretten 876 und 877



*W*er sparsam ist, denkt an das Morgen,
die Zukunft macht ihm keine Sorgen.
Man kann des Lebens sich erfreu'n
und dennoch klug und sparsam sein.

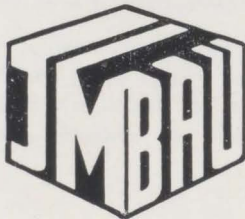
Wilhelm Busch (1832-1908)



Kunstharzpreß-,
 Spritz- und Gießteile
MELLERT
 elektr. Tischbohrmaschine
 elektr. Handhebelfräsmaschine



JOSEF MELLERT · BRETTEN TEL. 223
 FABRIK FÜR FEINMECHANIK, KUNSTHARZ-U. „BAKELITE“-PRESSWERK



JAKOB METZ

BAUUNTERNEHMUNG

BRETTEN, Weißhoferstraße 89 • Telefon 379
 Niederlassung KARLSRUHE, Vorholzstraße 6, Telefon 23683



Beton-Fahrbahndeckenbau, Brückenbau, Erd- und Baggerarbeiten, Hoch-, Tief-, Stahlbeton-, Spannbeton-, Wohnungs- und Industriebau, Ramm-, Gründungs- und Kanalbauarbeiten



MALAG Herde
für jede Küche



MALAG-WERKE *Bretten*

TELEFON 206-208 GEGRÜNDET 1849

Rudolf Harsch, Bretten

BAUUNTERNEHMUNG

Straßenbau · Brückenbau
Tunnelbau · Hochbau · Betonwerk

STEINZEUGWERK

Steinzeugröhren und Formstücke
Sohlschalen · Stallartikel
Steinzeugbehälter, säurefest

Bauhof: Bretten, Rinklinger Str. 7 · Fernsprecher 257/457

Steinzeugwerk: Bretten, Umgehungsstraße Diedelsheim
Fernsprecher 597



Radio-Freytag
BRETTE N - Telefon 237
Melanchthonstr. 5

Größtes Fernsehhaus Badens

Radio-Fernseh-Geräte
Musiktruhen, Phono-Vitrinen
Kühlschränke
Bosch-Frigidaire, Saba
Schallplatten-Spezial-Abtlg.

Buch- und Schreibwaren-Handlung

•
Erich Landmesser

Melanchthonstraße 49

Otto Blum, Bretten

Inh. J. Feiß (am Capitoltheater)

liefert alles in
Eisenwaren
Werkzeuge
Baubeschläge
Glas - Porzellan
Geschenkartikel



Schuhhaus BRETTE N

— Fußpraktiker —

Wer
wirklich prüft
und richtig
überlegt
entscheidet
immer wieder

LAMPERT

der Wertbegriff für gute Möbel



Büchdrückerei
Bahnhofstraße 12

ESSER
BRETEN

Bürobedarf
Fernruf 245

Qualitätsdrucke
ein- und mehrfarbig

Büromaschinen · Büromöbel

Stempelfabrikation

E. BECKER
KLISCHEES
KARLSRUHE/B.
STEFANIENSTR. 32
TELEFON 27169



Schreibmaschinen
Bürobedarf
Schulartikel
Füller und Bücher

Paul Raböse, Bretten

Telefon 530



**Bad. landwirtschaftliche
Zentralgenossenschaft
e. G. m. b. H. Karlsruhe
Lagerhaus Bretten**

liefert: Düngemittel · Futtermittel · Saatgut
Schädlings-Bekämpfungsmittel
Brennstoffe · Landmaschinen

erfaßt: Getreide · Kartoffeln · Heu · Stroh
Grünkern usw.

Bauern! Deckt Euern Bedarf bei unseren Lager-
häusern und den örtlichen Genossen-
schaften.



K.W. & A. MUCKENFUSS BRETTEN BADEN
Ofen- und Herdfabrik · Ofen-Großhandlung

HERMANN MELLERT

Fabrik für Feinmechanik
und Elektrotechnik

BRETTEN/BADEN



WILHELM GUHL K.G.

KERAMISCHE WERKSTÄTTEN
DIEDELSHEIM BEI BRETEN

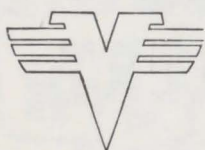
*Keramik für den Zeichen- und Werkunterricht
aller Schulen des Bundesgebietes*

DER KONSUM IST FÜR ALLE DA

KONSUMGENOSSENSCHAFT BRETEN E.G.M.B.H.

8000 Mitglieder!

38 Verkaufsstellen!



VOLKSBANK BRETEN

e. G. m. b. H.

Bausparverträge

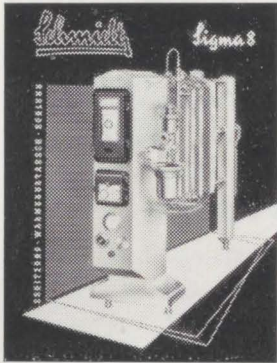
Neuabschlüsse - Vermittlungen

Zwischenfinanzierungen

Kredite

Sparbücher

Gewinnsparen



Schmidt

Kühler · Erhitzer
und Wärmeaustauscher
für
Molkereien, Brauereien
Obstsaftereien usw.

W. Schmidt KG, Bretten / Baden

C.O. Molitor
Pinsel-Fabrik
Bretten (Baden)

Gebr. Betsche & Cie.

ZIEGELWERK

BRETTEN / BADEN

FABEG G. M. B. H.

ELEKTRISCHE LOK- UND ZUGBELEUCHTUNG
ELEKTRISCHE KUPPLUNGEN – SONDEREINRICHTUNGEN

BRETTEN / B A D E N



ist kostbar
aber nicht kostspielig

Wer mit der Zeit geht, geht auf PARKETT

GEBRÜDER **HARSCH** BRETTEN

Säge- und Hobelwerke
Parkettfabrik – Furnierwerke
Telefon 205

Ferner liefern wir:

Schnittwaren

Hobelwaren

Furniere

Sperrholz

Josef Dehm

Eisen- und Metallgießerei

Rinklingen

Brettenerstraße

Gegründet 1930 in Bretten
z. Zt. verpachtet an
Firma C. Neff G.m.b.H.
Bretten



ein Spielzeug von hohem
pädagogischem Wert.
Sinnvolle Konstruktion,
genaues Passen, Steine
aus hygienischem
Preßstoff, unerschöpfliche
Möglichkeiten



C. Beuttenmüller & Cie.

G. m. b. H.

BRETTEN



**METALLWARENFABRIK
FEUERWEHR-AUSRÜSTUNGEN**

Schnittholz · Sperrholz

Kunststoffplatten

Faserplatten

Eternit

ELSKAMP & CO.

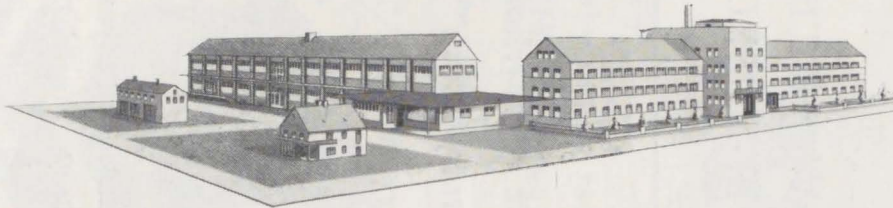
Holzhandlung Bretten

Pforzheimerstraße 97 · Telefon 231

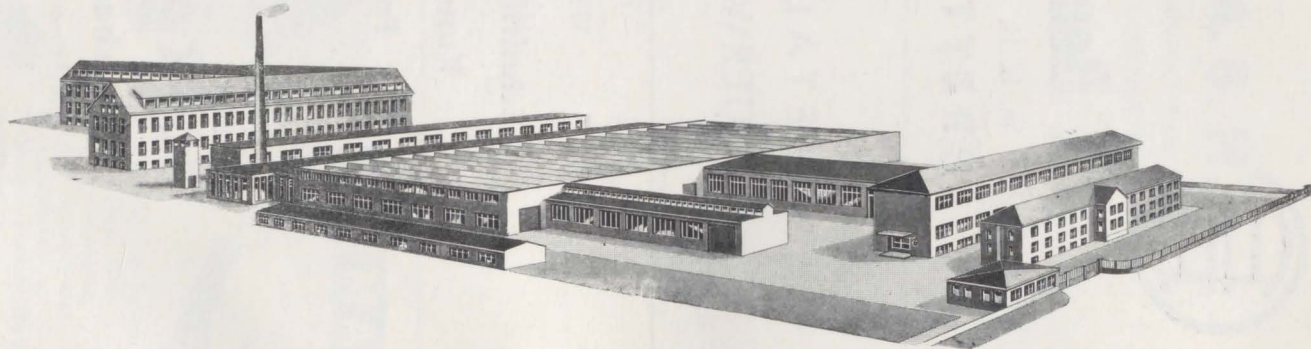


Friedrich Wald

Hauptverwaltung Bretten



Kleiderfabrik	in Bretten
Kleiderfabrik	in Rastatt
Kleiderfabrik	in Hamburg
Spinnerei	} in Gengenbach
Weberei	
Färberei	
Ausrüstung	

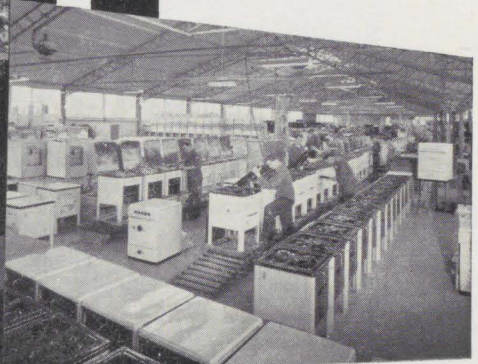


EIN UNTERNEHMEN

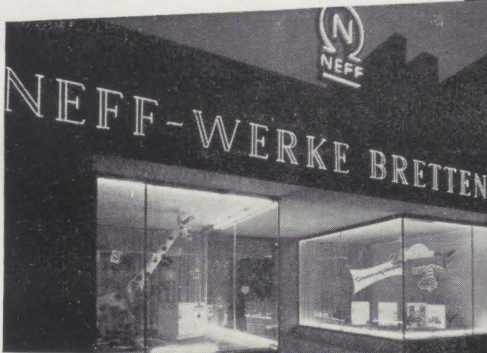
VON WELTRUF



Großstanzei in Werk I



Mechanische Fließband-Montage
in Werk IV

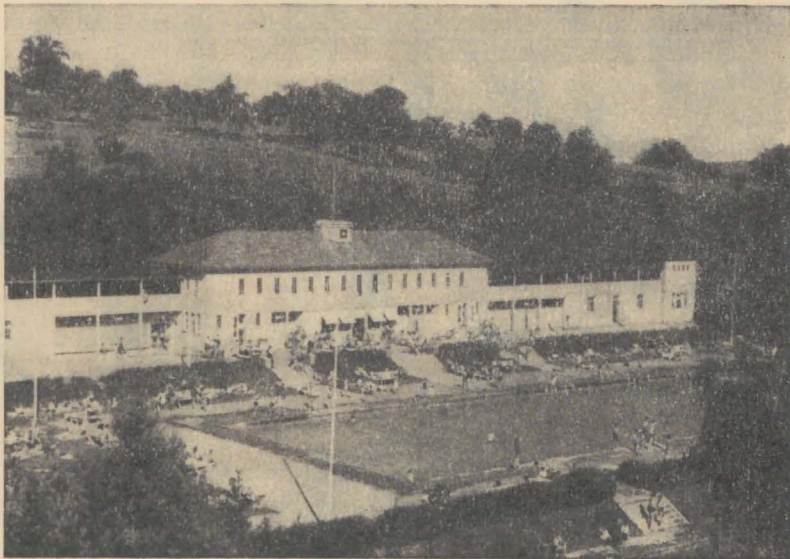


Einer der Neff-Ausstellungsräume im Bundesgebiet
Karlsruhe, Kaiserstraße 233



NEFF-WERKE BRETTEN





Das Brettener Schwimmbad
mit sportgerechten Schwimmbecken, Spielplätzen und Liegewiesen



STROM	STADTWERKE BRETTEN	G A S
WASSER		K O K S